COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU50238094
834R18;Y
Verspielte leute.

ENGELHORN'S
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

Verspielte Leute.

Von

Valerie Bäblau.

Digitized by Google

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis jedes Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 ... 50 Pf.)

834R18 Y

Columbia University in the City of New York Library

BOUGHT FROM THE CARL SCHURZ FUND for the Increase of the Library 1900

Über ... „Hambur-
gl ... fördert zu
werde ... erschienen,
mag n ... das tolle
Wagstü ... zu verab-
reicher ... ie viel ist
da nic ... inde nicht
ihren ... ek möchte
die lic ... Und doch,
noch g ... und ver-
rottete ... les Nächst-
stehen ... und durch-
weg g ... Der glück-
lich G ... nk wissen.

D ... s aufge-
führte ... m Preise
von ... den ge-
bund

Erste ... way, Aus
Ilssa. – ... ille, Wassi-
Unter ... Braddon,
13. 14 ... Gatte. —
16. G ... Heirat. —
Ehegl ... Norris,
Dunkl ... Conway,
Prinze ... imkehr der

Zwe ... an, Helene
... Sozialisten.

— 6. Halévy, Criquette. — 7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino. — 9. 10. Farjeon, Zu sein gesponnen. — 11. Kielland, Gift. — 12. Kielland, Fortuna. — 13. 14. Ohnet, Lise Fleuron. — 15. Farina, Aus des Meeres Schaum. — 16. Frey, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville. — 19. Feuillet, Die Verstorbene. — 20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind. — 23. v. Glümer, Ein Fürstensohn. Zerline. — 24. Bret Harte, Von der Grenze. — 25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

Dritter Jahrgang. Band 1. 2. Remin, Die Verſaillerin. — 3. Braddon, In Acht und Bann. — 4. Schjörring, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet. — 7. About, Pariſer Ehen. — 8. Marryat, Hanna Warners Herz. — 9. 10. Boyeſen, Eine Tochter der Philiſter. — 11. Gréville, Savelis Büßung. — 12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort. — 14. Pasqué, Die Glocke
Der G
— 21.
Das
Famil

Vier
Frau.
8. Li
Erbſch
— 15.
Die K
Der
— 25.

Fünf
5. 6.
Aleſſa
Schne
15. v.
Dokto
— 21.
und ſe

Sech
Flam
Gehei
11.
— 15.
Liebe.
Phryn
23. K
Ein

Sieb
— 5.
Bedeu
zogen
15.
18.
de
28. Th
Verhä

Acht
Künſtl
ſchwö
dows
Reiſe
Niem
20—2
26. 2

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

JAN 31 1930

Neunter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schuldbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Sein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Elton**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppée**, Das Stück Brot u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Kelchesrand. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Cinsean**, Auf steinigen Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Baronin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Hut. — 22. **Eckstein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Serao**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Tondouze**, Des Seemanns Tagebuch.

Zehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Cherbuliez**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Andyn**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franzos**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Sims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gilje. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillos Hut. — 23. **Schultz**, Jean von Kerdren. — 24. **Villinger**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schamyls Brautwerbung.

Elfter Jahrgang.

Band 1. 2. **Ohnet**, Das Recht des Kindes. — 3. **v. Gersdorff**, Ein schlechter Mensch. — 4. **Peard**, Mademoiselle. — 5. 6. **Bourget**, Kosmopolis. — 7. **Stockton**, Eine schnurrige Geschichte. — 8. **Coppée**, Die wahren Reichen. — 9. 10. **Bock**, Simson und Delila. — 11. **Jókai**, Die gelbe Rose. — 12. **Gréville**, Verloren. — 13. 14. **Croker**, Zwei Herren. — 15. **de Amicis**, Eine Schultragödie. — 16. **Harraden**, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. **Spielhagen**, Sust. — 19. **Tim.** — 20. **Munch**, Frauen. — 21. 22. **de Berkeley**, Die alte Geschichte. — 23. **v. Heigel**, Der Sänger. — 24. **Sims**, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. **Clifford**, Tante Anna.

Zwölfter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Die Erbschleicherinnen. — 3. **Ottolengui**, Der Kameenknopf. — 4. **Claretie**, Die Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. **Benson**, Dodo. — 7. **Zehren**, Die Brüder. — 8. **Howells**, Pflichtgefühl. — 9. 10. **v. Roberts**, Revanche! — 11. **Serras**, Pinsel und Meißel. — 12. **v. Gersdorff**, Schwere Frage. — 13. 14. **Rameau**, Das Magdalenenhaar. — 15. **Moore**, Der Verkauf einer Seele. — 16. **Savage**, Wandelbilder. — 17. 18. **Spielhagen**, Selbstgerecht. — 19. **Jerome**, Roman-Studien. — 20. **Busse**, Jugendstürme. — 21. 22. **Croker**, Eine Familienähnlichkeit. — 23. **van Horst**, Verbotene Frucht. — 24. **Moeller**, Gold und Ehre. — 25. 26. **Jota**, Eine gelbe Aster.

Dreizehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **Voß**, Villa Falconieri. — 3. **Ohnet**, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. **Hopfen**, Die Siegerin. — 5. 6. **Croker**, Eine dritte Person. — 7. **Gyp**, Flederwischs Heirat. — 8. **Bigot**, Eine internationale Ehe. — 9. 10. **Gerbrandt**, Sich selber treu. — 11. **Loti**, Islandfischer. — 12. **Böhlau**, Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. — 13. 14. **Rod**, Die weißen Felsen. — 15. **v. Heigel**, Der Herr Stationschef. — 16. **de Berkeley**, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. **Savage**, Die Hexe von Harlem. — 19. **Verga**, Königstigerin. — 20. **Boyesen**, Selbstbestimmung. — 21. 22. **Mengs**, Frost im Frühling. — 23. **Niemann**, Smaragda. — 24. **Croker**, Lady Hildegard. — 25. 26. **Luska**, Zu jung gefreit.

Vierzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. **v. Wolzogen**, Der Kraft-Mayr. — 3. **Böhlau**, Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. **Mathers**, Das Bäschen vom Lande. — 5. 6. **Ohnet**, Der Pfarrer von Favières. — 7. 8. **Schubin**, Die Heimkehr. — 9. **de Cinsean**, Vergessene Pflicht. — 10. **Byne**, Gauner-Ehre. — 11. **de Amicis**, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. **Croker**, Ein Millionär. — 14. **Brada**, Im Joche der Liebe. — 15. **Böhlau**, Verspielte Leute. — 16. **Robinson**, Die goldene Hazd. — 17. 18. **v. Roberts**, Die schöne Helena. — 19. **Murray**, Der Bischof in Not. — 20. **Gréville**, Das Geständnis. — 21. 22. **White**, Korruption. — 23. **Vincent**, Künstlerblut. — 24. **Merrick**, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. **Orloffsky-Golowin**, Die Nihilistin.

Digitized by Google

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Vierzehnter Jahrgang. Band 15.

Verspielte Leute.

Von

Helene Bühlau.
(Madame al Raschid Bey.)

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.

Alle Rechte, namentlich das Ueberſetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutſche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Verspielte Leute.

9 Sept 08 F.B.

EP 2 1908 Eichert. /5

421824

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

In einem echten, rechten Froſchteich, da lebt der Froſch in Frieden; alles lebendige Waſſer iſt fern, kein Zufluß und kein Abfluß; weder bedroht ihn ein überſchwellender Strom, noch verderbliche Dürre.

Da leben die Fröſche von Generation zu Generation als uralt angeſeſſenes Geſchlecht.

Ihr Teich iſt ihre Welt, und ſo bevölkern ſie ihre Welt — und ſind große, ſtolze, vertrauenswürdige Leute. Ein jeder kennt den andern bis zu deſſen Urgroßvater hinauf, und ſo durch und durch, ſo ganz und gar, ſo nackt und bloß, daß kein Verſtellen, keine Maske, keine Perücke ihm auch das Geringſte nützen würde.

Alle Fröſchlein wiſſen von jedem einzelnen, was er zum Beiſpiel als Abcſchütze für Erfolge hatte, ob ihm in früheſter Jugend die deutſchen Aufſätze gelangen oder mißlangen, und wie oft er Strippſe kriegte. Nichts wird vergeſſen, alles, was ſolch ein Fröſchlein je beging oder nicht beging, iſt einregiſtriert, mit Strenge und Genauigkeit, die dem gewandteſten Polizeiſpitzel Ehre machen würde. Jedes Fröſchlein lebt unter einer Laſt von Akten, die über ſein Thun und Laſſen geführt werden. Und dieſes Fröſchlein führt wieder Akten über jedes Haus und jedes elende

Fröſchlein darin. Die gegenſeitige Beaufſichtigung im Froſchteich iſt einfach großartig.

Aber ſie leben und quaken und hüpfen und lieben auch alle im ſtolzen Bewußtſein dieſer Aktenbündel, die ſie zu führen haben und die über ſie geführt werden, und beſtreben ſich, ihr Froſchdaſein ſo ausgezeichnet und makellos als möglich zu geſtalten, ſchon um die lieben Nebenfröſche zu ärgern, denn ſie wiſſen aus Erfahrung, wie ungern die übrigen das Glück und die Vorzüge eines Mitbürgers eintragen. Je miſerabler aber und leichtſinniger ſie das thun, deſto mehr ärgern ſie ſich — und das wieder freut den tugendhaften Froſch.

Was hat ſich in einem ſolch ſegensreichen Froſchteich alles ausgebildet — eine ganze Welt von allen möglichen Dingen, die nur dazu dienen, den einzelnen Froſch zum Aerger der andern auszuſtaffieren, zu gar nichts weiter. Als ob das nicht genug wäre?

Und weil ihre ſegensreiche Vermehrung immer gleichmäßig und durch fremde Einflüſſe ungeſtört von Generation zu Generation ſtattfand, haben ſich gar viele Eigentümlichkeiten eingefunden, die ſich im Laufe meiner Geſchichte ergeben werden.

Sie quaken alteingeſeſſen, und ein feiner Beobachter würde bemerken, daß eine jede beſſere alte Froſchfamilie ihren alterworbenen Quakdialekt hat — Witze vom Urgroßvater her, unendliche Ueberlieferungen hochangeſehener Erbtanten.

Aber ich will nicht vorgreifen.

Sie hießen Schnaaſe. Sie waren glücklich. Sie waren „die glückliche Familie“. Das war ſchon immer ſo geweſen von alters her. Vom Großvater und Urgroßvater wußten ſie es noch ganz beſtimmt, daß ſie wohlſituiert und zufrieden waren. Und vom Ururgroßvater konnte man es ruhig an-

nehmen, denn auch er war Beamter geweſen — ein angeſehener Beamter in demſelben Froſchteich, ja in derſelben Stellung wie der Urenkel Schnaaſe.

Der Urgroßvater, Großvater und Vater Schnaaſe, jedenfalls auch der Ururgroßvater waren einſt flotte, ja ſehr flotte Studenten geweſen; ein jeder der echte Student ſeiner Zeit. Sie hatten ſich in dieſer Beziehung nichts vorzuwerfen gehabt, waren alle „prächtige" Kerle geweſen, hatten geſoffen, gebrüllt, gequakt, den Comment ehrlich gehalten, hatten ſich eine unantaſtbare Studentenehre angeſchnallt, die beſte, aus dem ff, die überhaupt zu haben war, und ſtanden bei ihresgleichen immer beſonders hoch im Anſehen. Es hatte während dieſer Jahre den Anſchein, als wären die Schnaaſes „rechte Sapperloter", wie ſie im Froſchteich ſagen. Sie bekamen einer wie der andre über Weiber, Geld und ſo weiter die vielverſprechendſten Anſichten, lumpten und verſchwendeten und benahmen ſich wie rechte Sorgenſöhne. Wunderlicherweiſe aber grub das Treiben der Söhne in keiner Generation Kummerfalten in die väterlich Schnaaſeſche Stirne, Väter und Söhne wußten von jeher, wie die Sache verlaufen würde.

Wohl denen, die ihre Familientraditionen heilig bewahrt haben: für die gibt es keine Ueberraſchungen.

Schon bei der Geburt eines echten Schnaaſe konnte man das vorherwiſſen und durfte getroſt für ein paar künftige ausſchweifende Jahre des Wickelkindes mit Sparen und Zurücklegen beginnen.

Das Zurückgelegte aber zahlte ſich aus. Es war kein verlorenes Kapital, ſondern half einem Ehrenmanne auf die Beine. Vater Schnaaſe, der zu den Helden unſrer Geſchichte ſich mitzählen darf, erſchreckte durch ſein plötzliches Ausſchlüpfen alle Welt, nur ſich, ſeinen Vater und ſeinen damals noch lebenden Großvater nicht.

Die beiden letzteren nickten verſtändnisvoll und dachten: Aha! Jetzt alſo! Ganz wie bei uns damals. Der jüngſte Schnaaſe hatte gelumpt, gebrüllt, gequakt, geſoffen, über Weiber, Geldausgaben und ſo weiter die vielverſprechendſten Anſichten gehabt und bethätigt, hatte den Comment ehrlich gehalten, ſich die unantaſtbarſte Studentenehre aus dem ff angeſchnallt, die beſte, die zu haben war, hatte wegen all dieſer Vorzüge hoch in Ehren geſtanden bei ſeinesgleichen, hatte zu guter Letzt mit Ach und Krach die Examen beſtanden und war angeſtellt worden — und damit plötzlich ausgekrochen.

Eigentlich war eine ſo plötzliche Umwandlung nur Sache der Paſtoren, aber auch die echten Schnaaſes hatten dieſe altüberkommene Eigentümlichkeit.

Zu dieſer Zeit trafen ihn, wohlverſtanden, ein paar Tage nach der Anſtellung, in der kleinen Weinſtube, die für die Studenten, die aus Jena kamen, als Abſteigequartier galt, einige Kameraden. Er ſaß wohlfriſiert, geſchniegelt und gebügelt im Staatskleid und trank in aller Ehrbarkeit ſein Schöppchen.

Sie brachten ihm die funkelnagelneue Neuigkeit, daß ein gewiſſer Peter Knaack — du weißt doch — endlich ſeine „ſaudumme" Verlobung aufgelöſt habe. „Was ſagſt du dazu, Alter? Das iſt dein Werk, du haſt ihm das Mädchen verekelt — mit deiner ſcheußlichen Schnauze!"

Aber der neugebackene wohlbeſtallte Beamte zupfte würdevoll am Jabot und erwiderte mit überraſchend kühler Würde, die ihn ſpäter ſehr auszeichnete: „Deſſen wird er keinen Frieden haben," und ſetzte dazu eine Miene auf, die beſagte: Ihr irrt euch in der Perſon, ich bin der nicht mehr, der ich war, ich weiß von dem nichts mehr, was ich that und ſagte.

Er war jetzt ausgekrochen!

„Pfui Teufel!“ ſagten die Unausgekrochenen zu einander, als ſie gleich darauf draußen vor der Thüre ſtanden. „Pfui Teufel!“

Und er blieb ausgekrochen. Jetzt erſt war er ein ganz echter Schnaaſe, der angeſtellte Schnaaſe. Alle Stadien vordem waren nur Vorbereitung. Jetzt erſt geſellte er ſich würdig zu Vater und Großvater.

Und die Zeit brach an, in der drei fix und fertige Schnaaſe, drei Generationen auf einmal im Froſchteich lebten, ein penſionierter, ein hoher Beamter und ein junger hoffnungsvoller Mann, der ſich daran machte, ſich ein Ehegeſpons zu ſuchen — und es auch fand.

Ein Jahrzehnt lebten dieſe drei Schnaaſe, gottergeben und zur Freude und Erbauung aller ihrer Mitbürger, ein unſträfliches, vortreffliches Leben, da trugen ſie den Penſionierten ordnungsgemäß zu Grabe. Der hohe Beamte nahm bald darauf des Penſionierten Stelle ein — und der junge Mann ſtieg würdig Staffel für Staffel empor, zum hohen Beamten.

Damit war aber das Uhrwerk der Schnaaſeſchen Familie, wie es den Anſchein hatte, abgelaufen — denn es fehlte an einem jüngſten Schnaaſe, an dem es bisher noch nie gefehlt hatte, der die alte Familienuhr weiter in Gang erhalten hätte.

Die jüngſte Schnaaſeſche Ehe war nur mit einem Mädchen geſegnet. Das war ein Kummer, an dem jahrelang drei Generationen trugen. Als der Aelteſte der drei Schnaaſe ins Grab ſank, nahm er ein Drittel dieſes Kummers mit.

Zwei Drittel aber blieben.

Frau Schnaaſe kam ſich wie eine Art Verbrecherin vor, wenn ſie daran dachte, daß durch ſie gewiſſermaßen dieſe unvergleichliche Familie hingemordet wurde.

Sie war aber eine kleine, dicke Perſon, der es nicht gegeben war, ſich ganz niederdrücken zu laſſen. Und als das eine Drittel des Kummers und ihrer Schuld ins Grab geſunken war, fühlte ſie eine große Erleichterung.

Der penſionierte, dann verſtorbene Schnaaſe hatte aber auch wegen der ſtehengebliebenen Familienuhr am meiſten gebrummt.

Die beiden andern Schnaaſe begannen nach und nach ſich in das Geſchick hineinzufinden, die letzten ihres Geſchlechtes zu ſein.

Das war auch etwas.

Und Frau Schnaaſes Töchterchen Söphchen war eine ſo echte Schnaaſe, daß durch ſie das Familienbewußtſein ſeine ſchönſte Stärkung erhielt.

Das Töchterchen wurde der Liebling von Vater und Mutter, Großvater und Großmutter, von Tante Philomene Heimlich, der Stiefſchweſter der Mutter — vom ganzen Hauſe. Und das Haus, in dem ſie alle wohnten, liegt heute noch in der Marſtallſtraße, die früher zwar ein ganz andres Geſicht als jetzt trug, aber doch denſelben Namen führte.

Das Schnaaſeſche Haus iſt in ein ſonderbares Gehock hineingebaut und an die alte Stadtmauer angeklebt. Es ſieht und ſah immer ſehr anſtändig und behaglich aus. Von der erſten Etage aus kann man ebenerdig in den Garten ſpazieren, der auf dem ausgefüllten Stadtgraben grünt und blüht. Das war und iſt gewiſſermaßen das Wahrzeichen dieſes Hauſes, heute wie damals, vor ſechzig Jahren.

Zu jener Zeit war der Marſtall ein ganz poetiſcher Winkel mit Ställen und Scheuern, Brunnen und Bäumen, und auf dieſes Idyll blickten Schnaaſes Fenſter.

Der aktive Schnaaſe war ſo vortrefflich, wie man es

von einem Schnaaſe nur verlangen konnte. Außer ſeinem Amt war er Vorſtand jeder erdenklichen Kaſſe, Vormund aller möglichen Witwen und Waiſen, Ratgeber in Geldangelegenheiten älterer, alleinſtehender Damen, kurz ein Vertrauensmann.

Der Vater Schnaaſe lebte bequem und ſorglos in der oberen Etage. Wie alle Schnaaſes, machte er ſich's im Alter auch geiſtig bequem und wurde ein ganz klein wenig ſchwachſinnig, gerade ſo viel, daß es ſeiner Heiterkeit zu gute kam und er dabei der alte prächtige Mann blieb.

Tante Philomene Heimlich hatte ein Stübchen im hochgelegenen Parterre inne.

Sie waren alle vortrefflich untergebracht und führten ein Familienleben, das im ganzen Froſchteich anerkennend gelobt wurde.

Mit Schnaaſes zu verkehren, war eine Auszeichnung.

Sie waren, wie ſchon geſagt, „die glückliche Familie".

Und wenn zu Geburts- und Hochzeitstagen die Tanten und Vettern kamen, um bei den wohlſituierten Verwandten ihre Glückwünſche anzubringen und ein Gläschen Malaga zu trinken und ein paar Datteln und Feigen und Frankfurter Brenten zu ſchnabulieren, ſagte jedesmal ein alter Onkel, der ganz in ſeine mächtige weiße Halsbinde gerutſcht war und ein blauſchwarz gefärbtes Toupet trug: „Nu ja, ſo geht's! Da ſind wir ma' wieder ein Jährchen älter geworden; aber Glück und Heiterkeit ſind in der Marſtallſtraße treu geblieben. — Hoch lebe die glückliche Familie!"

Frau Schnaaſe erhob dann jedesmal ihr Gläschen und ſagte: „Unberufen! Unberufen! — Mu' du nich' dhun das!" ſetzte ſie in der Kleinkinderſprache hinzu.

Und Söphchen ſagte: „Dreima' geſchnippelt, dreima' geſchnappelt."

Und Großvater ſagte eifrig: „Holz anfaſſen! Holz anfaſſen! Kinderchen! Rinderchen!“

Wie ſchon geſagt, bei glücklichen, wohlſituierten, fetten, alteingeſeſſenen Froſchfamilien haben ſich aus allerlei Gründen Familienjargons gebildet.

Durch was für Einflüſſe? Da müßte ein Philoſoph kommen und dem kurzſichtigen Erzähler die Sache erſt erklären, damit dieſer ſie ſeinen hochangeſehenen Leſern wieder erklären könnte.

Der Erzähler meint aus eigener Weisheit, ohne Hilfe des Philoſophen, daß unſre Sprache im großen und ganzen ſeit Jahrtauſenden hauptſächlich von armen Teufeln geſprochen, von ihnen erfunden wurde, von armen Teufeln, die es ſich ſauer werden ließen, die daher die Dinge bei ihrem Namen zu nennen gewöhnt ſind, ohne viel Federleſens, ſchlicht, recht und hagebüchen. Von der Geburt bis zum Grab gab es Schmerzen, Arbeit, Entbehrung, Schaffen und Raffen, Jammer, Kämpfe und Wunden, mit einem Worte: Müh' und Not. Das Leben ging mit ihnen geradeaus und hart genug um. Und die Sprache wurde wie das Leben erſchreckend für feine Ohren in Freud' und Leid.

Und als die Zeit kam, daß ſich die feinen, wohlhäbigen Leute mit den fein gewordenen Ohren von den armen Teufeln abſonderten, wie das Oel vom Waſſer, da ſonderte ſich auch die Sprache der Wohlhäbigen von der Sprache der armen Teufel, die Fetten behingen ihre Sprache mit allerlei netten Dingen, polſterten das Harte, verſteckten das Gräßliche, machten das Erhabene behaglich, das Rauhe höflich — machten das Leben und die Sprache zu zwei ganz verſchiedenen Dingen, die Sprache gewiſſermaßen zu einer dicken Filzdecke, die ihnen das rapauzige Leben verbarg.

So thaten die feinen, wohlhäbigen Leute — und thaten

klug daran; denn ihr Sprachfilz war dicht genug, daß ſie dasjenige, was er ihnen verdeckte, gar nicht mehr zu ſehen brauchten. Es war für ſie gewiſſermaßen nicht vorhanden. Die klugen Leute hatten ſich das Unbequeme weggezaubert.

Aber in einem ſo echten, rechten Froſchteich geht es ſo unendlich behaglich und ſo wohlſituiert zu, daß bei den jeher glücklichen Familien auch die Sprache der feinen Leute nicht mehr ausreicht, um das Gemütliche, Ausgepolſterte, Tugendſichere, Verhätſchelte, Gedankenloſe, Verzogene, das ein ganz klein wenig Schwachſinnige, Seelenfriedliche und Ruhige zum Ausdruck zu bringen. Da fingen ſie hie und da an, die Worte kindiſch auszuputzen, machten Schnörkel und Witze daran, behingen ſie wie einen Chriſtbaum mit Dingen, die ſie vergnügten.

So kamen die gemütlichen Familien-Froſchquakjargons zu ſtande, die dem Fremden wie Myſterien klingen, bei denen ihm der Verſtand ſtillſteht, die aber die Eingeweihten ſo außerordentlich amüſieren.

So ſagte man bei Schnaaſens im teilnahmsvollſten fragenden Ton „Leberwürſchtchen?“, wenn man ſich nach dem Befinden erkundigen wollte. Niemand wußte, woher dies ſtammte und weshalb man das that; und „krankes Schalmeichen!“ ſagten ſie ſonderbarerweiſe, — wenn ſie einem Familienmitglied Mitleid ausdrücken wollten.

In zärtlichen Augenblicken ſagte Söphchen zu ihrem Vater: „Schlapperdons, Papelons, Papelorum,“ Erfindung von Schnaaſe dem älteren. Der penſionierte Schnaaſe hatte, wie es ſchien, großen Spaß an dieſem Froſchjargon und war unerſchöpflich in Neubildungen, Umdrehungen und ſo weiter, was nach Lombroſo, der uns über die Eigentümlichkeiten und Entartungen des menſchlichen Hirns eingehend unterrichtet hat, vollſtändig für den behaglichen geiſtigen Schnaaſeſchen Alterszuſtand in der Ordnung war. Er rief

ſeine Enkelin: „Söphchenböffchen", ſeine Schwiegertochter: „Suſelchen Schuſſelchen", — Tante Philomene Heimlich aber rief er mit einem ganzen Arſenal von Namen: „Tante Philodendron", „Venus von Philo", „Tante Filu", „Tante Philax", „Heimlicherin" und ſo weiter mit Grazie in die Unendlichkeit.

Schnaaſe, der Vater, enthielt ſich des Jargons, der um ihn her üppig grünte und blühte. — Wenn er aber, ſo weit ſeine Würde es geſtattete, ſich herabließ, in der Sprache der „glücklichen Familie" mitzureden, war der Jubel ſo allgemein, die Freude an dem köſtlichen Witz und der Liebenswürdigkeit des vortrefflichen Mannes ſo groß, daß es für den aktiven Schnaaſe in Zukunft wahrſcheinlich unmöglich wurde, ſich den Einflüſſen dieſes Erfolges zu entziehen.

Es war vorauszuſehen, daß auch er es ſich einmal bequem machen würde. Ein Wunder, daß es noch nicht geſchah.

Die männlich breitſocklige Würde hatte vorderhand von ihm ſo vollſtändig Beſitz genommen, daß ſich nichts andres in ſeine werte Perſon teilen konnte.

Er ſtand feſt gegründet, und alle ſchauten verehrend zu ihm auf, Vettern und Baſen. Seine Worte waren Orakelſprüche. Er war der Hort und die Kraft der Familie, benahm ſich wie ein Götzenbild, um das her die Anbeter ihren Unſinn entfalten und ihren Dampf ſteigen laſſen.

Solche Gleichmütigkeit wollte in dieſem Fall etwas heißen, denn die rundliche, behende Frau Schnaaſe, die gewiſſermaßen die Schuld trug, daß die Familienuhr in abſehbarer Zeit ſtehen bleiben mußte, war merkwürdig leichtlebiger Natur.

Herr Schnaaſe nannte dieſes kleine Weib „mein Kind".

Unbegreiflich, ja, wie Entweihung hätte es den Untergebenen des geſtrengen Beamten gedeucht, wenn ſie ſich

hätten vorſtellen können, welche Behandlung der ausgezeichnete Mann über ſich hatte ergehen laſſen müſſen, ehe er ſeinen Weg zum Miniſterium antrat, in das er wie die Perſonifikation hoher Würden kam.

Frau Schnaaſe weckte den hohen Beamten jeden Morgen, den Gott gab. Sie brachte ihm ſeine Schokolade ans Bett. Sie weckte ihn aber nicht, wie es ſich für die Gattin eines Ehrenmannes zu jener Zeit gehört hätte: „Lieber Schnaaſe, es iſt acht Uhr.“ Bewahre, das wäre ihr ganz unmöglich geweſen, etwas ſo Unverſchnörkeltes zu thun.

Es war nicht Schnaaſe, die zukünftige Excellenz, den ſie weckte, ſondern irgend ein durchaus niedrig ſtehendes Geſchöpf Gottes, heute ein Karpfen, morgen ein Eſel, ein Pferd, ein Hahn, eine Schlange, eine Kuh, ein Kalb, ein Wombat, ein Safrantier, das Frau Schnaaſe einſt im Traum erfunden hatte, ein Regenwurm oder irgend ſonſt ein Inſekt.

Und als was er geweckt wurde, als das mußte die zukünftige Excellenz ſich behandeln laſſen.

Erwachte er als Karpfen, ſo wurde er auf das liebreichſte gefragt: ob er in ſeinem Schlämmchen gut geſchlafen, ob er ſeine Taſſe voll guter kleiner Würmer ſchnappen wolle, ob er Reißen in den Floſſen habe und ſo fort. Sie fiel ſelten aus der Rolle; als Pferd bekam er Hafer, ſtriegelte ſich, wurde geſattelt und gezäumt. Sie brachte ihm ſtatt der Stiefel Hufe, ſtatt der Halsbinde einen Zaum, ſtatt der Brille — Scheuleder.

Als Regenwurm ringelte er ſich ins Miniſterium, und ſie bat ihn flehentlich, ſich in acht zu nehmen, daß kein Hahn unterwegs ihn anpicke, daß er ſich nicht zertreten laſſen ſolle und daß er trinken — nein, ſaugen ſolle, um nicht zu vertrocknen. — „Regenwürmer vertrocknen ſo leicht!“ ſagte Frau Schnaaſe dann kummervoll bewegt.

Und das alles einem Manne, vor dem die Untergebenen in Ehrfurcht erſtarben, einem Manne, der auf die Excellenz zuſteuerte. Zu ſeiner Ehre ſei geſagt, daß er ſo wenig wie der Müller auf das Mühlenklappern auf dieſe täglichen Vorſtellungen ſeines kleinen, dicken Weibes achtete, die ſie vor ſeinem Lager aufführte. Blieb aber einmal, was jedoch ſelten vorkam, das Karpfen-, Kälber- oder Wurmſpiel aus, dann ſagte er würdevoll: „Na?“ oder etwas Aehnliches, was Frau Schnaaſe überglücklich machte. Nebenbei: Herr Schnaaſe nannte ſeine Gattin auch „Dicki“.

Sie lebten gut — ſie aßen gut und tranken gut und gediehen daher.

Daß der Tod auch bei Schnaaſes von Zeit zu Zeit aufräumte, war Thatſache. — Schnaaſes konnten nichts dagegen einwenden.

Es war aber immer in Ordnung vor ſich gegangen. Er hatte es mit Achtung vor der ausgezeichneten Familie gethan: immer die Penſionierten, er hatte ſie gewiſſermaßen nur vollends penſioniert. Nie hatte er ſich an einem aktiven Schnaaſe vergriffen, wenigſtens war dies nicht im Familienbewußtſein hängen geblieben, nie an einer Jungfrau Schnaaſe im Blütenalter, immer normal.

Der Tod war ihnen eigentlich daher nicht zum Schreckgeſpenſt geworden. Das lag auch nicht in den Schnaaſes.

Als Söphchen im kindlichen Alter zum erſtenmal deutlich vom Tode hörte und Mama Suſelchen ihr eine Erklärung gab, ſagte Söphchen: „Na, das is gut, wenn alle Leite immer dablieben un es kämen immer mehr, mer könnte ja auf'n Markte gar nich durch. — Nich, Mamelchen, mer würde erdrückt?“ Sie waren vernünftige, beruhigte Leute von Kindesbeinen an.

Heute noch erzählt man ſich in dem Kreis, deſſen Vorfahren Schnaaſes nahe geſtanden, wie kindlich und feierlich

ſie ſich damals benommen hatten, als der Urgroßvater von Söphchen ſtarb — der, der über die ſtehen gebliebene Familienuhr die letzte Zeit ſeines Lebens gebrummt hatte. Niemand hatte damals das deutliche Gefühl, daß ein Toter im Hauſe lag. Sie waren alle ſo geſchäftig geweſen, das Haus war grün ausgeſchmückt, aus der Hofgärtnerei waren Orangenbäume angefahren gekommen, Blumen in Fülle, und die guten Leute hatten ihr ganzes Sinnen darauf gerichtet, das Haus recht weihevoll und freundlich für den lieben Vater herzurichten. Sie arrangierten und mühten ſich und hörten und ſahen nicht und rückten und ſchoben und änderten unaufhörlich.

Die Trauergäſte bekamen ein Glas vom beſten Malaga vorgeſetzt, der eigentlich nur bei Geburtstagen angewendet wurde, und man ſprach vom Verſtorbenen mit großer Lebendigkeit. Sie erzählten liebe Anekdoten von ihm und lachten etwas verſchleiert darüber. Es war ganz, als wenn er noch unter ihnen wäre und nur beſonders gefeiert würde.

Er war ja auch noch nicht ganz fort. Nachmittags, den Tag vor der Beerdigung, gingen ſie alle miteinander ins Webicht (ein ſtilles Wäldchen). Es war Frühling. Auf dem Heimweg begegnete ihnen ein Bekannter und ſprach mit ihnen, wie es ſich gehört, im weihevollen, teilnehmenden Ton — und ſie erwiderten ihm auch, ganz wie es ſich gehört, gefaßt und friedvoll.

„Recht ſo, daß Sie ſich ein bißchen ergehen," ſagte der Bekannte.

„Ja, wir haben im Geiſte des lieben Vaters alles geſehen und gehört — — der ſchöne Frühlingsabend! Jetzt gehen wir in unſer Trauerhauſel zurück," ſagte die junge Frau gefühlvoll und langgedehnt.

Im Trauerhaus empfing ſie Orangenduft. Es war

alles ſo ſauber, ſo blumengeſchmückt, ſo friedlich und angenehm; auf einem Tiſch im Wohnzimmer ſtanden eine angeſchnittene Sandtorte und ein paar Flaſchen Malaga. Und in ſeinem Arbeitszimmer lag der liebe Vater ſo ungeſtört und freundlich.

Sie waren alle ganz gerührt, wie ſchön es bei ihnen ſei — und ſo umſtanden ſie den Alten.

Da ſagte Tante Heimlich, deren Eigentümlichkeit es war, daß ſie in ihrer Jugend eine italieniſche Reiſe gemacht hatte und keine Fremdwörter richtig anwenden konnte: „Es fehlt dem lieben Vater noch etwas, ich glaube, wenn er eine Mütze auf hätte, würde er beſſer ausſehen.“

Dieſe Bemerkung erſchien allen ſehr richtig. Und die junge Frau ging und brachte die Mützen und Hüte des Verſtorbenen, und ſie probierten ſie ihm im Sarge auf, eine nach der andern, und hatten immer etwas auszuſetzen. Er war ihnen nie ſchön genug.

Endlich wählten ſie die, die er ſich zuletzt gekauft hatte. Die ſollte er tragen.

„Das iſt die rechte!“ meinten alle einmütig.

O Schnaaſes! Wer leben könnte, wie ihr lebt!

Und dieſes Söphchen, ein Mädchen wie ein Weizenbrot ſo rund und weiß und blond, feſte Glieder, feſtes Fleiſch, ſo feſt, daß man mit dem Finger keinen Eindruck auf der prallen, reinen, kühlen Haut machen konnte, die blauen Augen etwas vorſtehend. — Alles in beſtem Zuſtande. „Aus guter Familie“ war ihr am ganzen Weſen wie eine Etikette aufgedrückt. Die Zeit, die zwiſchen der Kindheit und zwiſchen der ſegensreichen Ausübung des Berufs, kleinen echten Schnaaſes unter anderm Namen das Leben zu geben, lag, brachte Söphchen, wie üblich, nützlich und erfreulich zu. Es wurde ein bißchen dies und jenes gethan, mit allerlei herumgetrödelt, wie das im Zwiſchen-

reich, während eines Zuſtandes, der keine Dauer verſpricht, gebräuchlich iſt. — Sie malte ein wenig, ſtickte an einem Modelltuch, was nie fertig zu werden verſprach, klimperte ein bißchen, guckte in der Küche nach, wurde aber von der Köchin, die aus irgend einem vergeſſenen Grunde „der Löwe" genannt wurde, hinausgejagt, denn das Kochenlernen ſollte erſt angehen, wenn der Freier da war. Bis dahin ſollte das Kind ſeines Lebens froh werden.

Söphchen genoß alſo ihr Leben wie jede junge Fröſchin, während die Mama offiziell Umſchau nach einem paſſenden Schwiegerſohn hielt.

Söphchen wurde auf Bälle und in Geſellſchaften geführt, hübſch verziert, wie es üblich iſt, ein wundernetter ausgeputzter Braten.

Es war alles ſo vertrauenswürdig, ſo in Ordnung. Die Ballmütter fühlten einen gewiſſen Herzensſtich, als Frau Schnaaſe zum erſtenmal mit dem Töchterchen antrat, denn denen konnte es nicht fehlen.

So waren ſie einmal im erſten Winter, als Söphchen ausging, zu Madame Schopenhauer zu großer Fete geladen.

Mama, Großpapa und Söphchen gingen. Sie wechſelten immer ab, einmal ging Papa, das andre Mal Großpapa.

Söphchen tanzen zu ſehen war ihnen ein Hochgenuß.

Sie waren in dieſer Beziehung aufeinander eiferſüchtig.

Wenn Söphchen fertig angekleidet war, wurde ſie wie ein Schauſtück im Familienkreis ausgeſtellt, ſo auch diesmal.

Alle Lichter im Haus waren zuſammengeholt — der Großvater Schnaaſe ſchneuzte ſie ſorgfältig, und wenn das geſchehen war, trat Söphchen ein. Mama Schnaaſe und Tante Heimlich kamen hinter ihr drein.

Vater Schnaaſe erſchien ebenfalls würdig und ſtrahlend, und der „Löwe" mit aufgeſteckter Schürze, das Zöpfchen

unternehmend auf dem Wirbel zu einem ſtruppigen, haarigen Schneckchen geneſtelt, ſtreckte mit langem Hals den Kopf durch eine Thürſpalte und kam erſt nach und nach in Zwiſchenräumen vollſtändig, ſtumm bewundernd, zum Vorſchein.

Tante Heimlich, die kleine, häßliche Jungfer mit dem alten Schelmengeſicht, ſagte jedesmal mit ſtolzer Wehmut: „Ja, ſo is mir's a gangen."

Der Großvater ſagte: „Aeh, red Sie nicht ſo, Venus von Philo."

„Ja, ſo is mir's gerad a gangen," wiederholte Tante Heimlich, die mit dem Großvater immer in Kriegführung begriffen war.

„Am Morgen padronierten ſie dann vor meinem Fenſter."

„Wer?" fragte der Großvater.

„Herren."

„Philax! Philax! Dieſe Planzen hätt' ich ſehen mögen."

„Padronieren?" ſagſt du.

„Ja freilich!"

Der Großvater ſagte: „Ohalalla!"

Während der Großvater das ſagte, richtete Frau Schnaaſe ihm etwas an der gewaltigen Halsbinde.

„Wie ſpäte, alte Kröte?"

So fragten ſie immer bei Schnaaſes, wenn ſie wiſſen wollten, welche Zeit es ſei.

„Wir müſſen gehen!"

Der Großvater ſagte: „Schnelle, o Gazelle!" und fuhr eifrig in ſeinen Mantel. Er trieb ſchon ſeit Stunden zur Eile.

Bei der Schopenhauern war ein gewaltiges ſchöngeiſtiges Treiben.

Schnaaſes ſtanden der geiſtigen Bewegung in Weimar vollſtändig kühl und erhaben gegenüber.

„In dieſer Beziehung ſind wir gottlob! ‚haſenrein‘,“ war des Großvaters Ausſpruch — er dachte an Hunde, die auf keine Haſenfährte gehen. Tante Heimlich, Mama Suſelchen, Söphchen, alſo alle inaktiven Schnaaſes waren durchaus derſelben Meinung.

Der aktive Schnaaſe hingegen mußte wohl oder übel einiges Intereſſe zeigen. Er kam mit den betreffenden Leuten geſellſchaftlich und geſchäftlich zu nah in Berührung. Aber in ſolche Häuſer, wo die Schöngeiſter allzu dick ſaßen, ließ er die inaktiven Schnaaſes gehen und verſtand ſich zu drücken.

Die inaktiven Schnaaſes hingegen ließen ſich abſolut nicht verblüffen.

Und wie tadellos und reſpektabel ſahen ſie aus! Der alte, appetitliche, hochverdiente, prächtige Herr mit dem roſigen Geſicht, dem ſchneeweißen Toupet, der guten Haltung, der reichhaltigen Garderobe, — und Frau Schnaaſe — und Söphchen — vollkommen prächtige Leute.

Bei Schopenhauers war Büffett eingerichtet, eine Neuerung, über die man allgemein den Kopf ſchüttelte. — Ueberhaupt hatten die Geſellſchaften bei dieſer Dame etwas Eigenes an ſich, man ſtand und ſaß umher, kam nicht recht zu einem feſten Platz — eine Einrichtung für Schöngeiſter jedenfalls — aber auch die in dieſer Beziehung „Haſenreinen“ fanden ſchließlich dabei ihre Rechnung. Da man nicht angenagelt ſaß wie ſonſt überall, konnte man ſeine Leute aufſuchen und ſich auf ſeine eigene Art vergnügen.

„Sieh einmal,“ ſagte der Großvater und tippte ſeine Schwiegertochter auf die runde, fette Schulter, „ſieh einmal, mit wem ganſt denn die da?“

„Ja,“ ſagte Mama Suſelchen zufriedengeſtellt, „das iſt der junge Heinrich Oelwein, mit dem ſie da red't. Er hat ſich mir ſchon vorgeſtellt.“

„Vom Jenenſer Oelwein der Sohn?"

„Ja, Heinrich Oelwein, der Sohn von Profeſſor Heinrich Oelwein."

Der Großvater ſagte: „Heinrich, Schweinrich," gedankenlos heiter, noch einmal: „Heinrich, Schweinrich."

„Na — na — na — na!"

„Ich wußt's ja, daß er heut da ſein würde," ſagte Frau Schnaaſe.

„Da ſcheint ja ‚Liebe, Triebe' in Gang zu kommen."

„Sieh nur, ſo, dächt' ich, hätte ſie noch nie geganſt — der Racker."

Der Großvater ſtrahlte, und Mama Suſelchen ſtrahlte.

„Wie kommt er denn hierher?"

„Der Schopenhauern ihr Arthur iſt mit ihm bekannt."

Der Großvater ſagte: „So, ſo, hat dieſe ſonderbare Planze, der Haarſchopf, ſo annehmbare Bekanntſchaften?"

Als eine Pauſe in Söphchens lebhafter Unterhaltung entſtanden war, ſchlich Großvater Schnaaſe zu ihr, zupfte ſie am Ohrläppchen und fragte die Schnaaſeſche Frage, die Teilnahme am Ergehen ausdrücken ſollte: „Leberwürſchtchen?"

Und als Söphchen ihm in ihrer heiteren Jugendlichkeit zulächelte, ſtolz und zufrieden, denn auch ſie wußte, daß der junge Oelwein ein durchaus reputierlicher Menſch ſei, ſagte der Großvater: „Ohalalla!" und machte ſich wie auf den Socken davon.

Und Söphchen „ganſte", wie Schnaaſe dieſes kindlich übermütige Gethue nannte, mit dem ſie einen jungen Mann entzückte, munter weiter.

Und als ſie dieſen Abend mit hochklopfendem Herzen zu Bette ging, hatte ſie das ſtolze Bewußtſein, einen wirklichen und wahrhaftigen Anbeter zu beſitzen — und dieſe Sorte war im Froſchteich ein rarer Artikel — einen Anbeter, der ſich zu allem möglichen entwickeln konnte.

Und Mama Schnaaſe erzählte Papa Schnaaſe noch ſpät nachts ganz entzückt vom jungen Oelwein.

Schnaaſe aber brummte. Er wollte ſeine Nachtruhe haben.

Und Frau Schnaaſe legte ſich mit Schwiegermuttergefühlen nieder.

„Der junge Oelwein wäre wie vom Himmel gefallen für Söphchen. Nicht, du, war nicht Profeſſor Oelweins Großmutter eine geborene Schmidt?“ — „Freilich,“ beſtätigte ſich Frau Schnaaſe ſelbſt, denn Schnaaſe ſchnarchte.

„Bär,“ ſagte ſie mißbilligend zu ihrem in die Traumwelt entrückten Ehegemahl und hätte ihm am liebſten einen Rippenſtoß gegeben.

Und anzunehmen war, daß der hohe Beamte nach bisherigen Erfahrungen beim Erwachen — als Bär erwachen würde.

Zweites Kapitel.

Von dem jungen Privatdozenten Oelwein wiſſen wir bisher alſo gar nichts, als daß Söphchen mit ihm „ganſte“.

Ich will von ihm in aller Eile verraten, daß er nicht nur ein reputierlicher, ſondern auch ein recht ſchöner Menſch war, ſchlank, braunäugig, mit Geſichtszügen, die ſeiner bürgerlichen Reputierlichkeit und ſeiner untadelhaften hohen Halsbinde etwas mißtrauen ließen. Es waren die weichen, großen, leidenſchaftlichen Züge eines Menſchen, der, wenn er nicht Profeſſor Oelweins Sohn und Profeſſor Schmidtſcher Enkel geweſen wäre, von der Schnaaſeſchen Art inſtinktiv mißtrauiſch aufgenommen worden wäre. So aber, bei dieſer durchaus profeſſorlichen Familienabſtammung, waren alle Bedenken ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

Außerdem war der junge Mann bekannt als Muſterſohn und hatte eine brillante Carriere vor ſich auf dem vom Vater und Großvater breitgetretenen Weg.

Es war etwas Schnaaſeſches auch in dieſer Familie, etwas durch und durch Vertrauenswürdiges.

Dieſer junge Mann aber ſchrieb am Tage nach dem Abend bei Madame Schopenhauer an ſeinen Freund und Herzensbruder, den Sohn von Madame Schopenhauer.

Die heftige Freundſchaft zu dieſem war die einzige Unbegreiflichkeit, die dem jungen Privatdozenten, dem Sohn Profeſſor Oelweins und dem Enkel Profeſſor Schmidts, wie ein Schatten anhaftete.

Er ſchrieb:

„Lieber Prachtkerl — Herzbruder!

Ich hab' das weiße Blatt gefunden! Du weißt, was das zu bedeuten hat. Ich ſeh' Dein Geſicht vor mir, wenn Du dieſes Wort lieſt. — Spöttiſch, von oben herab, eine ganze Welt voller Zweifel. ‚Iſt es denn nötig, daß du dieſes weiße Blatt zwiſchen uns ſchiebſt, Lieber?' frägſt Du — ‚wirklich?'

Wir ſtanden uns nah — es war gut ſo.

‚Weißt du, was Freiheit heißt, Unſinniger?'

Das hör' ich Dich fragen, und weiter:

Du ſagſt: ‚Schaff dir, wenn's dich danach verlangt, ein Liebchen an, Hans Narr, — aber du ſchaffſt dir ein Eheweib an — ein wirkliches, wahrhaftiges Eheweib! — legſt dir eine echte, rechte Hemmkette bei, eh du überhaupt ins Fahren gekommen biſt.

‚Unſinniger!

‚Ein Liebchen, meinetwegen! und ein Blatt, ſo weiß wie Schnee, wenn dir's ſo gefällt.

‚Du ſchwärmteſt davon. Du wollteſt dich ſelbſt im Weibe ſehen. Du fürchteteſt das fremde Geſchöpf in ihr. Sie ſollte dein Geſchöpf werden. — Proſte Mahlzeit!

‚Was haſt du eigentlich daran?

‚Schererei, wenn du es dir im Grunde bequem machen willſt, und ſchließlich mörderiſche Langeweile! Du willſt das Weib — das köſtliche weiße Blatt, von dem du dir Liebesglück verſprichſt, aus Dankbarkeit fürs Leben verſorgen. — Ausgezeichnet, wohlanſtändig — du gehſt in die Falle — du wirſt ein vorzüglicher Familienvater werden; — aber mir bleib dann vom Leibe und verſchon mich mit deinem weiblichen Abklatſch — ekelhaft!‘

Ja, ſo hör' ich Dich, Lieber — und hört' ich Dich. So kannſt Du ſprechen — Du haſt auch ganz recht: Es iſt eine Eſelei! Aber Eſelei oder nicht! Die, um die es ſich hier handelt, iſt ſo göttlich, verteufelt blond und roſig — feſt und geſund. Sie entzückt mich — als Menſch und als Arzt. — ‚Blondes Weib!‘ Dies Wort allein — für mich wie eine volle, weiche Melodie — zum Hinſterben in einer blödſinnig göttlichen Stunde.

Sie iſt rein — ein Kind — leidenſchaftslos.

Seelenruhig wie eine Kuh. Klare, etwas vorſtehende Augen. Nebenbei geſagt: Ich beneide das Weib, dies Weib, weiß Gott, nicht um die Art Liebe, mit der ſie geliebt wird — eigentlich ſchimpflich — und in den meiſten Fällen lieben und ahnen ſie das Beſte in uns. Sophia heißt ſie. Was ſie fürs erſte in mir ahnt, weiß ich nicht. Ich geſtehe es, augenblicklich iſt's mir auch gleichgültig. — Später!

Ich lebe jetzt in ihrer Blondheit. — Du fragſt: ‚Wie ſteht's mit der Alten, der Mutter?‘

Ein kleines, fettes Weib.

‚Alſo — ſieh dir die Alte an,‘ ſagſt Du.

Das hab' ich gethan.

‚Nun?‘

Was nutzt's. Da iſt die Tochter mit der feuchtglatten Haut, der lebendigen jungen Bruſt, dem lebenausſtrömenden

blonden Zopf, den feſten jungen Gliedern, der Geſtalt, die ſo ganz und einzig vom jungen Weibe zeugt. —

Stell Dir im Sommer den Winter vor und im Winter den Sommer — Worte — Worte — Worte!

Alſo mit einem Wort, ich hab' mich verlobt, ehrbürgerſam — baſta!

Jawohl, ein Liebchen! — freilich ein Liebchen! ſo blond wie ſie — weicher — ſchmiegſamer — nackt und bloß vom Sturmwind dahergetrieben — ohne Vettern und Baſen — ohne Ausſteuer — Verſorgung — Viſiten — Schneiderinnen, Einrichtungen und Gott weiß was ſonſt — vom Sturmwind, ſag' ich, dem Glücklichen in die Arme getrieben. — Ja, Liebe! echte, rechte, — Liebe, eben nur Liebe! — Wahnſinn — ohne Pflicht — ohne Lohn — ohne Dank, verſchwunden wie gekommen — Liebe unvermiſcht! Herr Gott, muß das ein Trank ſein!

Dein Getreuer."

Auf dieſe Epiſtel hin erhielt er ſeiner Zeit ein Schreiben.

Er kannte die Handſchrift, eine lebendige Handſchrift, die ihm den ganzen Menſchen offenbarte. Erregt und voll Verlangen erbrach er das Siegel und faltete den feſten Bogen auseinander.

Da ſtand „Eſel" geſchrieben. Nichts mehr und nichts weniger. Der Schreiber mußte dieſen kurzen Inhalt des beträchtlichen Portos nicht unwert gehalten haben.

* * *

Bei Schnaaſes ſtrahlten ſie alle. — Es war ſo hergebracht, ſie wußten es nicht anders. Man ſtrahlt bei einer Verlobung. Sie hätten ebenſogut darüber trauern können, daß der junge Privatdozent Oelwein ihnen ihr Söphchen,

das in ſeiner Blondheit das Licht im Hauſe war, entführen wollte. Sie blieben dann alle im dämmerigen Alter allein ſitzen — aber ſie ſtrahlten. —

Mögen die einen es ſich ſo vorſtellen, daß ſie dies aus innerer Vortrefflichkeit und Selbſtloſigkeit thaten; andre wieder, weil ſie auch geſtrahlt haben ihrer Zeit, andre, weil ſie ſtrahlen möchten. Wieder andre, weil im Froſchteich das Gute, was den einen trifft, von den andern zäh und ärgerlich eingetragen wird — und weil das zu wiſſen dem Glücksfroſch Spaß macht. Und ſo weiter.

Frag einer Leuchtkäfer, weshalb ſie ſtrahlen. Gerade ſo wenig ſollte man Schnaaſes deswegen in Verlegenheit ſetzen.

Sie würden aber geſagt haben: „Weil wir's dem Kinde gönnen."

Und damit wollen wir uns auch beruhigen.

Ueber den jungen Privatdozenten Heinrich Oelwein ſchlugen die Wogen der Verlobung zuſammen.

Diners, große und kleine, Toaſte, Viſiten, offizielle Spaziergänge mit der bräutlich herausgeputzten Blondine, Landpartieen zu Ehren des Brautpaares. Kaffeebeſuche der Freundinnen, Staatsbeſuche — Staatsbeſuche in Weimar und in Jena darauf. In Jena ganz dasſelbe Chaos. Die Braut wurde von den Schwiegereltern auf ein paar Wochen eingeladen — ſie waren ganz entzückt von ihr — alſo dort wieder Diners, große und kleine, offizielle und familienhafte Toaſte über Toaſte. Viſiten, offizielle Spaziergänge, Landpartieen zu Ehren des Brautpaares. Kaffeebeſuche — Staatsbeſuche. —

Das bißchen Blond neben ihm verſchwand ihm unter dieſem Schwall.

Er träumte nachts von Vettern und Baſen, von ganzen Heeren dieſer Leute.

Die ſtillen Stunden mit der Braut wurden ihm zum Bedürfnis. Er mußte wieder zu ſich ſelbſt kommen.

So ſaßen ſie acht Tage vor der Hochzeit an einem heißen Sommernachmittag in der dichten Geißblatt- und Pfeifenkrautlaube im hochgelegenen Garten.

Schnaafes ſchliefen — der ganze Froſchteich ſchlief. Die Sonne brannte. Die matten Sommerblumen dufteten, warme, ſtarke Düfte. — Im Marſtallhof am Brunnen unter den Bäumen wurden ein paar ſchöne Iſabellen geputzt und gewaſchen. Der Sonnenſchein lag über den königlichen Tieren, die weiche gelbe Farbe glänzte. Sie wieherten in ihrem Behagen, ſtampften mit den leichten Füßen den Boden, die langen, blonden Schweife berührten ſanft den aufgeſtreuten Kies. Sie tänzelten. — Es war ihnen wohl.

Söphchen ſaß mit einer Häkelarbeit. Sie trug ein helles Sommerkleid. Die Haut war lebendig glatt und feucht, die ganze Perſon weich und warm, ihre Blondheit in der heißen Sommerluft in ſchönſter Entfaltung. Er ſaß neben ihr und ſah ſie an und ſah dann wieder den Iſabellen zu.

„Solch blondes Volk!“ Und er ſtrich ihr über den mächtigen Zopf, den ſie auf dem Wirbel zuſammengedreht hatte. „Wie aus Stein,“ ſagte er.

Er lebte und atmete jetzt wieder in dieſer Blondheit.

„Blondes Weib.“ Das Zauberwort flutete wie eine weiche, volle Melodie in dieſer heißen Sommerſtunde durch ſeine Seele. Die goldigen Iſabellen, die ſich am Brunnen behaglich baden und ſtriegeln ließen, mit den goldigen Schweifen den Sand fegten, die wieherten und tänzelten, denen die Sonnenlichter auf den herrlichen Leibern ſpielten, verſtärkten ihm den Eindruck der Blondheit.

„Löſ dein Haar,“ bat er, „Sophia!“

„Ach gar,“ ſagte ſie und häkelte weiter.

„Thu's!"

„Nee — nee," wiederholte ſie trocken und häkelte, ohne aufzublicken.

„Wenn ich dich bitte! Gönne mir's!"

„Dummes Zeig!" Sie war ungeduldig.

„Sophia!" Er nannte ſie Sophia, was Söphchen noch ſehr befremdete.

„Ach, hör auf!" Sie ſagte das unfreundlich tugendhaft.

Er ärgerte ſich wegen dieſer Trockenheit. Das war nicht das Verſchämte, Verſchleierte. Ganz ſimpel — ohne alles Unausſprechliche. Er hätte hier vor ihr auf den Knieen liegen können, hinſterbend vor Leidenſchaft — ſinnlos nach dem Löſen des goldenen, ſauber geflochtenen Haares verlangend, ihre Trockenheit, ihre Sicherheit, ihre Gewißheit wäre nicht geſchmolzen — durch nichts —, denn ſie war ſeiner und alles Kommenden ſicher.

Er war geärgert, verſtimmt, ſtand auf und wandelte im Gärtchen auf und nieder.

„So ein Weib in ſeiner Sicherheit!" murmelte er und ſprach's nicht weiter aus.

Sie häkelte unbekümmert.

„Heinzemann," rief's aus der Laube. Sie nannte ihn Heinzemann.

Er trat zu ihr.

„Soll ich 's Litzel ums Hemd noch breiter machen?"

„Wie du denkſt," ſagte er.

Das war das weiße Blatt nicht, das er geſucht hatte. — Nein, das war's nicht.

Dieſe dürre Naivetät! Er konnte es ſich vorſtellen, daß ein junges Geſchöpf in ſeiner Unſchuld dasſelbe ſagte — und daß er es dafür in ſeine Arme geriſſen und geküßt hätte.

Und was hatte ſie eigentlich gethan, die Arme? Was

gab ihm das Recht, ſo zu denken? Das fragte er ſich ſelbſt. Und er wollte es gewiſſermaßen für ſich ſelbſt wieder gut machen — ſetzte ſich wieder zu ihr, faßte ihre Hand und hielt ſie in den ſeinigen.

„Sophia," ſagte er, „ich hab' dir nie von meinem Freund geſprochen."

„Nee," ſagte ſie. „Das wiſſen wir aber alle."

„Was denn?"

„Na, mit der Schopenhauern ihrem Arthur."

„Findeſt du den wirklich ſo extra?"

„Ich finde ihn — — na! — Großpapa nennt ihn Haarſchopf und Planze — und wenn einer bei uns Planze genannt wird, ſo heißt das ſo viel, daß wir ihn nicht ausſtehen können."

Er ließ ihre Hand los.

„Aergert dich das?"

„Soll mir's vielleicht gleichgültig ſein? Du weißt, daß er mein Freund iſt."

Sie ſah ihn etwas verblüfft an; über Schopenhauers Arthur hatten ſie in ihrer Familie immer gelacht und gewitzelt. Muzelchen hatte die Schopenhauern oft bedauert, und ihr Bräutigam wollte ihm eben, wie es ſchien, eine feierliche Lobrede halten. „Jedes Tierchen hat ſein Manierchen," ſagte Söphchen. „Er kann ja ein ganz netter Menſch ſein."

„O — ja," ſagte er.

Jetzt faßte er wieder ihre beiden Hände, aber haſtig und feſt, und ſah ihr in die Augen mit einem Ausdruck, der ſie gewiſſermaßen entſetzte — das war nicht der junge, höfliche Privatdozent Oelwein, der Sohn von Profeſſor Heinrich Oelwein, der die Veranlaſſung war, daß fünf Weißnäherinnen im unteren Zimmer bis an den Hals in weißem, koſtbarem Leinenzeug ſteckten, Tag für Tag.

Das war ein Menſch mit zitternden Naſenflügeln, zornigen Augen und bleichem Geſicht, leidenſchaftlich ſtumm.

Sie überlegte in aller Eile, während er ſie noch an den Händen hielt, ob ſie das Muzelchen ſagen wollte, und kam zum Schluſſe — nein, ſie wollte das nicht ſagen. Sie ſchämte ſich.

„Du ſollſt nicht ſo albern reden," ſagte er gedämpft, „hörſt du!"

„Sei doch ſtill, was ſchreiſt du denn ſo! Drüben die hören dich ja."

Ihre Stimme zitterte von verhaltenen Thränen. Ihr Geſicht wurde gleichmäßig rot — wie ein weinendes Kindergeſicht.

„Wenn wir Freunde bleiben wollen, Sophia," ſagte er ruhig, „haſt du, wenn du ihn auch nicht verſtehſt und ganz und gar nicht kennſt, mit voller Achtung von ihm zu ſprechen. Hörſt du? Einer von euern Witzen — und du ſollſt mich kennen lernen! Einſtweilen ſage ich dir, daß er ein Menſch iſt mit einer großen, gewaltigen Menſchenliebe. Er kennt den Jammer der Welt, den niemand, trotzdem ſie bis über die Ohren zum Erſticken darin ſtecken, ſtell dir das vor, anerkennen will. Er will ihn den Leuten vor die Augen halten, daß ſie ihn nicht überſehen können, und ihnen ſagen: Das iſt eure Welt! Er will ihnen erſt Bewußtſein geben und dann, wenn ſie ihr ganzes großes eigenes Elend kennen — dann will er ihnen mit allen Mitteln in die ſtumpfen Ohren ſchreien: Eure Moral ſoll Mitleid ſein! Nur Mitleid, nichts andres! Und ſo will er ſie denken lehren. Tiermenſchen! Sie glauben zwar längſt, Menſchen zu ſein, weißt du; aber frag du den darüber, den ihr den Haarſchopf und die Planze nennt. Wenn du wüßteſt, was für ein Kerl er iſt — und was er ſich vorgeſetzt hat. Ja, was ich dir geſagt habe, das iſt ſo — ein kleiner Teil von alle-

dem — — ein Garnichts. Du würdeſt mich aber nicht verſtehen, wenn ich dir mehr ſagen wollte."

„Nu," ſagte Söphchen, die ihre Schnaaſeſche Ruhe längſt wieder gefunden hatte, „wenn er gar ſo ſchön alles weiß, ſoll er doch einmal zuerſt bei ſich ſelbſt anfangen und nicht ſo unausſtehlich gegen ſeine eigene Mutter ſein. Wenn alle eure weiſen Gedanken ihm ſelber nichts helfen — was ſollen dann die andern Leute damit?"

„Was wirfſt du ihm vor, Sophia, was thut er denn?"

„Er iſt ekelhaft gegen ſeine Mutter," ſagte Söphchen.

„Nun, und was thut ſie? Sie nörgelt an Dingen herum, die ſie nicht verſteht, ſie macht ſich wichtig und ahnt nicht, um was es ſich handelt, ſie reißt ihn an den Nerven und wundert ſich, wenn er zuckt. Sie behandelt ihn wie ihresgleichen und weiß nicht, daß er in einer Welt lebt, die ſie nicht ahnt. Da kommen Mißverſtändniſſe — natürlich — gerade ſo, als wenn einer nur ruſſiſch und der andre nur deutſch ſprechen kann. Verſtehſt du das?" ſagte er bewegt.

Er ſprach zum erſtenmal zu ihr von ſeinem Heiligſten.

„Verdienen thut er auch nichts," ſagte Söphchen.

Heinrich Oelwein antwortete geduldig. „Weißt du, mein Kind — der arbeitet wie kein andrer Menſch ſonſt — mit jeder Faſer — er iſt eben nur Arbeit — er und ſeine Arbeit ſind eins. — Und wenn's ihm gelingt, was er will — nur einigermaßen — — — Wenn Schweinen oder Gänſen ein Sack voll Kleie und Hafer zum Kauf angeboten würde und ein Sack voller Perlen und Edelſteine, was würden ſie wohl kaufen?"

„Ach, weißt du, wenn du ſo kommſt," ſagte Söphchen.

„Der, der ihnen den Sack voll Edelſteine zum Kauf angeboten hätte — würde ruhig verhungern können, wollte ich nur bemerken."

„Freilich, wenn er ihn zu Gänſen und Schweinen trägt.“

„Ja, wenn überhaupt keine Käufer weiter da ſind.“

„Ach geh!“ ſagte Söphchen.

Da kam der Großvater gerade angeſchlichen, das roſige alte Geſicht unter dem weißen Toupet. Es lugte pfiffig in die Laube hinein.

„Leberwürſchtchen?“ frug er bedeutungsvoll und kniff Söphchen ins Ohrläppchen. „Gucke — Gucke — Liebe — Triebe! Ihr ſollt zum Kaffee kommen — verliebte Leutchen!“

* * *

Gegen Abend dieſes ſelben Tages machte Söphchens Verlobter ſich auf, um den Weg von Weimar nach Jena zu Fuß zurückzulegen.

Er war den ganzen Abend zerſtreut und gleichgültig geweſen.

Der Großvater hatte ihn auf die Schulter geklopft und hatte dabei auf ſeine gedankenlos heitere Weiſe „Heinerich Schweinerich“ geſagt. Söphchen hatte ihn bei Tiſche ſehr aufmerkſam und klug behandelt, als wenn ſie ſchon Ehefrau wäre, und etwas altbacken dazu: „Heinzemann, noch ein Kartöffelchen?“ und hatte ihm die ſelbſtgeſchälte Kartoffel, als wollte ſie damit etwas gut machen, auf der Spitze ihrer Gabel präſentiert. Es war ſehr vertraulich zugegangen, ſie hatten ſich alle ganz gegeben, wie ſie waren. Die Familienwitze und Familienangewohnheiten waren in ihr Recht getreten.

Der Großvater ſagte: „Suſelchen — Schuſſelchen, ſteck dir den Maulwiſch vor, du betrippelſt dir, meine Liebe.“

„Maulwiſch“ hatte ſich, Gott weiß wie, bei Schnaaſes für Serviette eingeſtellt.

Söphchen goß dem Großvater „Weinchen Schweinchen“ ein.

Frau Suſelchen nannte den hohen Beamten „Lämmchen“.

Sie aßen „Sippchen!“

Der Großvater erfand eine neue Variation für Sophia und rief: „So — Viehchen“, was große Heiterkeit erregte.

Und ſie ſchlürften ihre Suppe mit einer unglaublichen Vehemenz. Kein Mitglied der Schnaaſeſchen Familie brachte jemals den Löffel bis an die Lippen, ſondern ſie ließen immer einen kleinen Zwiſchenraum und beförderten die Suppe gewiſſermaßen mittels Luftdruckes in ſich hinein, was ein gewaltiges Geräuſch verurſachte. Wahrſcheinlich machte ihnen das Spaß oder hatte einem Urahnen ſeiner Zeit Spaß gemacht.

Jetzt war es ein Schnaaſeſches Familienwahrzeichen geworden.

Tante Heimlich verwechſelte bei günſtiger Gelegenheit Zement und Zenith, womit ſie die Familie wahrhaft beglückte. Es wurde ſo gelacht, daß alles in ihnen durcheinander „lungte“ und „leberte“.

Heinrich Oelwein, der Verlobte, war zum erſtenmal ganz und gar bei Schnaaſes. Sie hatten ſich bisher immer noch etwas zurückgehalten.

Der Großvater ſagte: „Ja, ſo geht es bei uns zu, Geliebter, Betrübter, ſo geht es bei uns zu!“

Ihm war wohl.

Söphchen knackte „Schlapperdons — Papelons, Papelorum“ eine Nuß auf.

Sie waren im vollſten Behagen bei ſich ſelbſt daheim.

Gegen ihren Bräutigam war Söphchen außerordentlich zärtlich.

Ihm aber war es dabei zu Mute, als wäre er Schnaaſeſches Eigentum geworden.

Sie waren in der Uebermacht!

Sein weißes Blatt! Sein weißes Blatt — das hatten ſie ihm ganz verkritzelt. Das war kein guter Handel.

Der Großvater ſagte: „Heinrich, was iſt mich denn mit dir, du ißt mir nicht, du trinkſt mir nicht — du biſt mir doch nicht krank?“

Seine Nerven waren erregt, und er atmete erſt auf, als er endlich mit großen, leichten Schritten bei hellem Mondſchein die Jenaiſche Chauſſee entlang ging.

Da war es ihm, als fielen Feſſeln von ihm ab. Er reckte ſich und ſtreckte ſich.

„Herr Gott, Freiheit!“

„So ein Narr! So ein Eſel!“

Und er rannte vorwärts in einem ganz kurioſen Tempo.

Da blieb er ſtehen, ſchlug mit ſeinem Stock auf: „Jawohl!“ rief er atemlos. „Ich heirate kein andres Tier, als ich ſelbſt eins bin. — Ich heirat' überhaupt nicht! Ich nicht! Nein! Hol euch der Teufel!“

Es packte ihn mit einem Schlag eine wütende Sehnſucht nach ſeinem Freund, und er kam wieder ins Laufen und Rennen, daß ihm die Haare feucht an der Stirne klebten.

„Die für dich! — Nein! Wenn ich noch Vernunft in mir habe — nein!“

Und es war ihm zu Mute, als hätte er nachmittags in der Laube mit einer Kuh geſprochen.

Er war fertig mit der Geſchichte — fertig — los und ledig, und ſtürmte dahin wie ein durchgegangenes Pferd.

Da ſah er ſich ſelbſt daheim bei ſeiner Mutter ankommen; hörte im Geiſte, wie ſie in mütterlichem Entzücken nach ihrem Töchterchen fragte.

Das Mädchen und die ganze Angelegenheit war eitel Wonne für ſie, ganz nach ihrem Herzen — untadelhaft. Es war das, was ſie wollte. Das ganz und gar.

Er ſtockte. Wie ſollte er zu ihr reden? Was war eigentlich geſchehen? Gar nichts. Hatte je einer ſeine Braut

ſitzen laſſen — ja ſitzen laſſen —, weil ihm die Witze und Behaglichkeiten ihrer Familie mißfielen, und weil ſie einen ihr völlig unbekannten Menſchen nicht reſpektierte? Was ſollte er ſagen? Wie ſollte er ſich verſtändlich machen? Wie? Das wußte der Himmel.

Das kurioſe Tempo, in dem er ſeinen Weg bisher zurückgelegt hatte, verlangſamte ſich merklich.

Das Blut floß mit einemmal wie zäh durch die Adern.

„Ja," ſagte er und blieb ſtehen, „das wiſſen wir. Ich bin aus dem Holz, aus dem man die Pantoffelhelden ſchnitzt." Er hatte ſich die Verzweiflung, die Thränen ſeiner Mutter vorgeſtellt. Da war es ihm kalt über den Rücken gelaufen. Mut hatte er, ſo ſchien es ihm, zu allen möglichen Dingen — weshalb nicht? Natürlich. Dazu aber, was er ſich eben vorſtellte, gehört etwas andres als Mut, dazu gehört eine Kapſel, eine Art feſtſchließender Schutzblechkapſel mit Mechanik, die ſich, wenn es not thut, ums Herz legt. Und dieſe Kapſel, das wußte er, fehlte ihm.

Und wieder kam er ins Rennen und Raſen.

Während die „großartige" Blondine ihre roſigen Glieder ins weiche Federbett legte, dachte ſie ſchwerlich daran, in was für Sprüngen und Kapriolen, mit was für langen Schritten ihr Herzallerliebſter ſeine eigenen Wege ging, Wege, wie ſie ein Profeſſor Oelweinſcher Sohn, ein Profeſſor Schmidtſcher Enkel, ein Geheimerat Schnaaſeſcher Schwiegerſohn ſich ſchwerlich jemals zu gehen geſtattet hatte.

Die lange Straße, die ſich zwiſchen Weimar und Jena dehnt, trug einen ſonderbaren Schwärmer, einen wirklichen und wahrhaftigen Durchbrenner, deſſen Beine und Gedanken um die Wette rannten, einen Narren, der vor etwas davonlief, was er daheim nicht einmal bei Namen nennen konnte. Er hörte die Familie noch im Geiſte ihre Suppe mit Luftdruck einziehen, auch Sophia that mit. Und ſeine

Nerven zogen ſich bei dem gewaltigen Geräuſche zuſammen. Er ſah in Söphchen, das jedermann unzweifelhaft als das wohlerzogene, vortreffliche junge Mädchen erſchien, „das entartete Weib" — ſtumpf, unfrei, wie das Haustier, die natürlichen Empfindungen eingetrocknet, zäh geworden, entartet.

Im jungen Körper altbackene Gefühle. Berechnung! In jedem Ding Abwägen, ehrbußliche Klugheit, Schwachſinnigkeit. Dabei dieſe Blondheit.

Was hatte er ſich eigentlich unter dieſer Blondheit gedacht?

Ein urgeſundes Weib.

Und was unter dem urgeſunden Weib? Gott weiß. Irgend etwas! Eine Art Fabeltier, wie es in ſo manchem männlichen Gehirn lebt. Ein Geſchöpf von ſonderbarſter Konſtruktion. Kind — Engel. Zur rechten Zeit Genie der Liebeswonne — dabei unſchuldig wie neugeboren — und wehe ihr, wenn nicht zugleich und zwar unmerklich raffiniert. Kokett zum Entzücken, ehrbar und vertrauenswürdig, um Häuſer auf ihr zu bauen. Göttlich unwiſſend und alles begreifend, naiv und zugleich klug und weiſe, doch ohne es ahnen zu laſſen und ohne unbequem zu werden. Zur rechten Zeit einfach dumm. Selbſtlos wie ein Märtyrer, demütig wie eine Sklavin, geiſtreich, wie man einen zeitverplaudernden Freund ſich wünſchen möchte. Wahre Mutter, wahre Geliebte und brave Ehefrau zugleich. Sparſame Hausfrau, die mit den geringſten Mitteln Wunder thut; die Frau, die die Geſelligkeit im Hauſe ſchafft und belebt, nachts die Kinder wartet und am Morgen mit hellen Augen und liebenswürdigem Scherz den Gatten weckt; die arbeitet, ohne daß man ſie arbeiten ſieht, und keinen Augenblick müßig iſt. Kurz, ein ſo bequemes Wundertier, wie es gottlob in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit nur im Hirn des großartig naiven

Geſchlechtes lebt, das ſein eigenes Rieſengeſchöpf, von dem es Unmenſchliches erwartet, das ſchwache Geſchlecht zu nennen beliebt.

Er fluchte auf dem Weg zwiſchen Weimar und Jena aus Leibeskräften auf den Eſel, den Dichter, den Schreiber, den er in ſeinem Zorn „Federvieh" nannte, oder auf das alte Weib, die ihm vielleicht alle miteinander in grüner Jugend den Schwindel „Blondes Weib" in den Kopf geſetzt hatten.

„Verdammtes Volk!"

Söphchens Großvater würde bei dieſer Gelegenheit, wenn er Zeuge des Fluchs geweſen wäre: „Ohalalla!" geſagt haben — und er hätte recht gehabt.

„Herr Gott, ja!" dachte auch unſer Freund im mild niederfließenden Mondlicht auf der Landſtraße. „Schließlich waren es die künftigen kleinen Oelweins und Schnaaſes, die mir dieſen Streich geſpielt haben, und niemand andres. Die Sappermenter! Was im Grund gehen mich fremder Leute Wünſche an? Möglich, daß ſie auf ihre Art vorſichtig in der Wahl ihrer Eltern ſein wollten. Man kennt ihren Geſchmack nicht. Dabei, meine Beſten, haben auch noch andre Leute ein Wörtchen mitzureden, dächt' ich.

„Glaubt ihr," und unſer Freund blieb im kurioſen Tempo wieder ſtehen, ſchlug mit dem Stock auf einen mondbeſtrahlten Chauſſeeſtein, „glaubt ihr, daß ich, weil ihr es für gut findet, mein Lebtag Schnaaſes Suppe ſchlürfen hören ſoll? Daß ich mich von Sophia ſchulmeiſtern laſſen will? Daß ich mich mit trockenem, würgendem Liebes- und Lebensbrot, mit dem ſie mich füttern will, von ihr mein Lebtag füttern laſſe? Daß ich wirklich ihr dürres Lebensbrot eſſen werde, das einem beim Kauen zu den Ohren herausſtaubt?

„I Gott bewahre, da habt ihr euch ſtark verrechnet.

„Merkt's euch.

„Ich bin ich. Ich will leben — leben, wie mir's gefällt! Wie mir's paßt!

„Subordination in unſerm Fall gefälligſt!“

Er ſchlug wieder auf den mondbeſtrahlten Stein mit einem tüchtigen Schlag, daß die Funken ſprühten.

„Merkt's euch.“

Dann ſetzte er ſeinen Weg fort — trunken in Gefühls- und Freiheitsüberſchwall.

Und wie ein leuchtender Stern am Himmel ſtand ihm ſein Freund vor der Seele — und ſeine Gedanken nahmen alle ihn zum Ziel.

Er war eins mit ihm — ob nah oder fern. Und wohlgemut und frei zog er im mondüberleuchteten Städtchen ein.

Tiefe, ſtille Sommernacht.

Da begegnete ihm in enger Straße eine Frauensperſon, die das Umſchlagtuch über den Kopf gezogen hatte, trotz der milden Nacht. Sie kam auf ihn zu und ſtand vor ihm im dämmerig ſchimmernden, ſtillen Licht und ſagte: „Ach, Sie ſind's, Herr Doktor. Ich lauf' in aller Angſt umher und ſuch' einen Arzt.“

Da erkennt er in der Fragenden die ſtille Näherin, die er gar oftmals in ſeiner Mutter Wirtſchaftsſtube, in der gebügelt und genäht wurde, hatte ſitzen ſehen.

„Gottlob!“ ſagte die Perſon.

„Wer iſt denn krank?“

„Mein Mädchen.“

Da fiel ihm ein, daß ſie eine Tochter hatte.

„Sie haben ſie mir krank nach Haus geſchickt!“ ſchluchzte ſie. „Krank und elend, Herr Doktor. So ein kluges, gutes Kind. — Kommen Sie gleich mit?“ fragte ſie bang und ſchluchzte dabei.

Er ging mit ihr.

Auf dem Weg ſagte die Näherin hin und wieder etwas, das ſich auf die Tochter bezog. „Sie war Erzieherin in einem vornehmen Haus. Wie ſie ſich heraufgearbeitet hat aus dem Elend! Und wie redlich hat ſie mir geſchickt, was ſie nur irgend ſchicken konnte. Und nun ganz hinfällig."

Dann wieder:

„In Not und Kummer geboren, Herr Doktor, das hängt ihr ſehr an. Ein Wunder, daß ich ſie aufgebracht habe. Sie hat's immer mit dem Herzen zu thun gehabt. Entſinnen ſich Herr Doktor nicht, ich brachte früher manchmal ein kleines Mädchen mit, das ſaß ſo artig auf einem Stühlchen neben mir beim Nähen?"

Es war ihm, als wenn er ſich an ſo etwas erinnerte. Ein kleiner Schatten tauchte unbeſtimmt auf.

„Dann kam ſie fort zu einer alten Verwandten, bei der ſie's beſſer hatte als bei mir. Weggeben!" Die Perſon ſchluchzte laut auf.

„Sie wiſſen ja, Herr Doktor," ſagte ſie zögernd.

Jetzt ſtanden ſie am Haus.

Ein Oellämpchen brannte auf der unterſten Treppenſtufe. Das hatte die Näherin vorſorglich hingeſtellt und nahm es jetzt auf, um dem Herrn Doktor hinaufzuleuchten.

Sie ſtiegen auf halsbrecheriſcher Treppe in den dritten Stock eines der uralten turmartigen Jenenſer Häuſer.

Die Näherin öffnete die Thür zu ihrem Stübchen.

Da lag beim Schein eines Talglichtes, das trüb am verkohlten Docht hinaufbrannte, eine junge Geſtalt auf dem Bett, mit Kiſſen geſtützt. Sie lag in einem hellen Sommerkleid. Der linke Arm war aus dem kurzen Aermel geſchlüpft, und auf ihrer Bruſt war ein naſſes Tuch gebreitet.

„Lori! Der Herr Doktor!" ſagte die Näherin ängſtlich.

Die Kranke öffnete die Augen. Sie hatte ermattet,

ohne ſich von den kommenden Schritten aufrütteln zu laſſen, dagelegen.

Jetzt ſahen dieſe Augen mit der Schwere, die großer überſtandener Schmerz auf den Blick drückt, auf die Eingetretenen.

„Mutterchen," ſagte ſie, „jetzt iſt's gerad vorüber."

Der junge Arzt faßte ihre Hand, fühlte den Puls, that ein paar Fragen, ſchickte die Näherin zur Apotheke und blieb währenddem ſtill neben dem ſtillen Mädchen ſitzen. Die Ruhe in dem engen, eingeſchloſſenen Raum, das ſchweigſame, geduldige Leiden neben ihm, nach ſeinem ſtürmiſchen Lauf und den ſtürmiſchen Gedanken, dem übermütigen, leidenſchaftlichen, leichtſinnigen Seelenkampfe, machte einen wunderlichen Eindruck auf ihn. Solche monddurchſchienene Weite und ſolches lebensſtarke, kräftige Bewegen, und dieſe bange Enge, das Bewegungsloſe. Er fühlte ein tiefes Erbarmen und betrachtete ihr Geſicht. Sie lag fortwährend mit geſchloſſenen Augen.

Es war ein feines Geſicht. Der Haupteindruck ein geduldiges Geſicht, an Leiden gewöhnt.

Er that einige Fragen

Sie öffnete die Augen.

In dieſem ſtillen Geſicht rieſig lebendige Augen!

„Mir iſt's natürlich recht, wenn man noch etwas für mich thun könnte," antwortete ſie auf eine Frage hin. „Es kommt jetzt viel ſtärker und auch viel öfter. Ich weiß nicht, kann man da etwas machen? Wenn's nicht zu teuer iſt?"

Es lag etwas in der Art, wie ſie ſprach, das ihn betroffen machte.

„Darf ich?" fragte er und nahm ihr das naſſe Tuch, das ſie auf dem Herzen trug, ab, neigte ſich über ſie und legte ſein Haupt an die junge, kühle Bruſt und hörte auf die Schläge und Zuckungen des kranken Herzens.

Digitized by Google

Alles war lautlos um ſie her.

„Soll ich das Tuch wieder anfeuchten?“ fragte er.

„Nein,“ ſagte ſie, „mich friert jetzt. Ich will erſt wieder warm werden.“

Er hüllte ſie in ein wollenes Tuch ein.

„Sie haben ſich während Ihrer Krankheit viel angeſtrengt?“

„Ja,“ ſagte ſie voll und ruhig, wie ein fleißiger, müd gewordener Arbeiter. „Mir lag daran, es ſo lange als möglich zu verſchweigen.“

Wieder war er betroffen von dieſer Aeußerung. Er wußte es ſich nicht recht zu erklären, wodurch ſie dieſen Eindruck in ihm hervorbrachte.

In der Stimme lag es.

„Wenn der Anfall heut wiederkehren ſollte,“ begann er.

„Der kommt heut nicht wieder. Jetzt hab' ich Ruh. Und ich erhol' mich auch recht ſchnell davon.“

Sie erhob ſich ein klein wenig.

„Komiſch, ſo ein Leben, das zu Ende geht,“ ſagte ſie bedächtig.

„Was gar! Es hat ja noch nicht einmal begonnen,“ erwiderte er ihr beruhigend und zugleich betroffen, und ſah auf ſie.

„Eben deshalb komiſch,“ wiederholte ſie.

Da trat die Näherin ein und brachte die Arznei.

Drittes Kapitel.

Dies „eben deshalb komiſch“ hatte es ihm angethan. Was war das für ein wunderlicher Ausdruck? Was lag darin?

Unbildung?

Nein!

Eine gewiſſe Roheit? Stumpfſinn?

Nein.

Aber was?

So ſinnierte er beim Nachhauſegehen.

Etwas Kühles lag darin, ſagte er ſich zu guter Letzt, — etwas Kühles.

Das, was er unter dieſer Bezeichnung verſtand.

Etwas ſehr Merkwürdiges.

Sein Freund konnte dieſe herbe „Kühle“ auch haben, ſonſt hatte er ſie noch nirgends angetroffen. Wie kam das junge Ding dazu?

Sonderbar.

Er ſelbſt war unruhig, erregt, weil Unannehmlichkeiten aller Art ihm bevorſtanden. Er war bereit, ſich aus einem Lebensſtrudel, der ihn gepackt hatte, wütend herauszuarbeiten.

Dem Mädchen, das in ſeinem rührenden Sommerkleid in der dumpfen Stube lag, ſtand die ernſteſte Unannehmlichkeit bevor, ſchwere, unheilbare Krankheit, die zum Tod führen mußte; — und ſie war kühl dabei. Welch ein Unterſchied zwiſchen ihnen beiden!

Er ging langſam der Wohnung ſeiner Eltern zu, um ſich äußerlich wenigſtens zur Ruhe zu begeben.

Das kranke Geſchöpf war in ſeine jetzt eben verworrenen Lebenskreiſe getreten — und er hielt ſich dieſen Augenblick

zu ihr — ſie lenkte ihn von ſich ſelbſt und ſeiner Unruhe ab. Er ſetzte ſich vor, ihr zu helfen, ſoweit es in ſeinen Mitteln ſtand. Er wollte ihr Gutes thun — und verdankte ihr ſomit einen tiefen, guten Schlaf.

Als er am andern Morgen zu ihr kam, fand er ſie auf den Füßen.

Sie ging müßig im Zimmer umher, und er unterbrach durch ſein Kommen ein Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter. Die Näherin ſaß am Fenſter und flickte und weinte.

Sie mußte in ihrer Jugend der Tochter geglichen haben: der feine Knochenbau, das kleine Haupt und das reiche Haar. — Das Geſicht war jetzt das eines verkümmerten, in Sorgen gealterten zarten Weibes.

Die Tochter aber hatte etwas ganz Eigentümliches in den Zügen. Es war eine Art geiſtreiches Geſicht, ein Geſicht, das ſich in vornehmer Umgebung beſtrickend ausnehmen mußte. Sie trug ihren linken Arm in einer Schlinge. Er hatte ihr das am Abend zuvor geſagt; ſie ſollte ſo den Arm ganz ruhig halten, um das Herz nicht zu reizen.

Ihr Atem hatte etwas Bedrücktes.

Nachdem ſie dem Arzt auf ſeine Fragen geantwortet, und ſich dabei auf den Bettrand niedergeſetzt hatte, ſagte ſie mit jener herben Kühle: „Ich bitt' Sie, Herr Doktor, wenn Sie uns wirklich helfen wollen, ſagen Sie meiner Mutter, ſie ſoll ſich beruhigen. Ganz einfach — ſie glaubt, ich ſchäme mich ihrer und ich wäre nicht gern hier. Mir glaubt ſie nicht — und wenn ſie wüßte, wie froh ich bin — —“

„Ach, Lori!“ ſchluchzte die Näherin, „wie ſollſt du froh ſein!“

„Herr Gott, Mutterchen,“ ſagte ſie lächelnd, „das laß

doch meine Sorge ſein! Du haſt mich lang genug in der Welt herumlaufen laſſen. Man iſt einmal, was man iſt. Draußen kommt man dazu, zu lügen. Jetzt, wenn ich nicht krank wäre, wer weiß, ob du nicht recht hätteſt, Mutter."

Sie ſtand auf und ging wieder im Zimmer umher.

„Dank du Gott, daß es ſo abgelaufen iſt. Du hätteſt auch mehr vom Leben gehabt, wenn du mich bei dir behalten hätteſt."

„Das wohl, du mein Gott," ſchluchzte die gedrückte Perſon.

Lori ging zu ihrer Mutter und klopfte ſie auf die Schulter.

„Kopf oben!" ſagte ſie. „Ich bin wahrhaftig geſcheiter als du. Wenn du ihn nun auch geheiratet hätteſt, hieß ich jetzt ſtatt Lori Eſtl ‚Knaack' und jedenfalls nicht Lori, ſo einen netten Papageiennamen hätte er mir nie geben laſſen. Gott weiß, wie er mich genannt hätte. Wer einmal ſo ſchon ‚Knaack' heißt —" ſie machte eine kleine, wegwerfende Grimaſſe und klopfte wieder wie ein guter Kamerad ihre Mutter auf die Schulter. „Wahrhaftig, es iſt doch ſchon lange genug her, um immer noch darüber zu jammern. Ich könnte mich auch hinſetzen und heulen, daß ich krank bin, daß ich nun ſicher keinen Mann krieg', daß ich von meiner guten Stelle fortgemußt hab', daß deine Stube ſo winzig iſt, daß mich die Leute nun erſt recht für einen Affen angaffen und daß meine Mutter ſo eine Trauerweide iſt, aber fällt mir nicht ein. — Ich bitt' dich! — Wenn ich's damit beſſer machen könnte — ich heulte wie um Taglohn. — Der Knaack war jedenfalls ein ſehr vernünftiger Mann. Das merk' ich an mir. Nicht wahr, Schnaaſe hieß der andre, der liebe Menſch," ſagte ſie wohlgelaunt, „der ihn dir abſpenſtig gemacht hat?"

„Schnaaſe," ſagte die Näherin ſchluchzend.

„Herr Gott! auf den biſt du auch immer noch wütend, Mutter? Geh! Ganz dasſelbe noch wie vor ſo und ſo viel Jahren. Was meinſt du, der hat ſein Lebtag nicht wieder an dich gedacht, — der ſitzt im Fett. Weißt du, alle einſeitigen Geſchichten hol' der Kuckuck — das iſt Verrücktheit. — Ich will einen Menſchen ſchon lieben und haſſen, ſo gut wie irgend jemand, aber er muß mitthun."

Unſer Freund hörte ihr geſpannt zu und verſchlang ſie wahrhaft mit den Augen, denn ſie war eine reizende Perſon.

Eine neue Spezies Weib, dachte er, — ſo herb. — Und was hatten Schnaaſes dabei zu thun?

„Verzeihen Herr Doktor," ſagte die Näherin, „er iſt der Vater Ihrer Fräulein Braut."

„Nu ja, und was weiter?"

„Das — daß er ihn gegen mich aufgehetzt hat," ſagte ſie bitter. „Er war ſeiner Zeit ein ſehr flotter junger Herr."

„Und weshalb denn aufgehetzt?"

„Ich war ein armes Mädchen — Gott im Himmel — von geringer Abkunft, und unſre kleine Lori war ſchon auf dem Wege. — Das deuchte ihm alles zuſammen ‚ſaudumm'. Ich weiß es noch wie heute, ‚ſaudumm!' hat er's genannt." Die Näherin ſprach immer ſchluchzend. „Und mein Bräutigam hörte ja gar ſo leicht auf andre —"

„Mutterchen!" ſagte Lori ernſt und weich.

„Na ja, hat mich denn in der langen Zeit je einer danach gefragt? Kein Menſch! — Und drüben, der iſt zu Ehren gekommen — daß man einem armen Mädchen das Leben verhunzt hat, das wiegt kein Gran in dem ſeiner Wage."

„Mutterchen, laß doch das!" ſagte das Mädchen wieder.

„Und nun muß er gar Ihr Herr Schwiegervater werden! Die Leute haben Glück!" Das ſagte ſie unaufhaltſam, bitter und gehäſſig.

In der Unbeachtetheit hatte das Gift Zeit gehabt, in der ärmlichen Perſon weiterzufreſſen.

Und äußerlich ſchien ſie ſo demütig und geduldig! Ihr Zuhörer war ſeit vierundzwanzig Stunden wie ausgewechſelt und dachte nur daran, wie er ſeine Freiheit wiedergewinnen könne.

Das lange Sprechen hatte die arme Lori angeſtrengt. Man ſah dem Geſicht die Qual an, die ſie litt. Mit einem tiefen Seufzer ſank ſie aufs Bett. Er nahm ſie, als könnte es nicht anders ſein, in ſeine Arme und ſprach ihr zu, und hielt ſie ſorgſam und behutſam an ſich gedrückt und ſtrich ihr über das Haar.

„Es ſoll beſſer werden," ſagte er, „es ſoll ganz raſch beſſer werden."

Die Näherin warf wie verſtohlen hin und wieder einen gedankenbeſchäftigten Blick auf das Paar.

„Geben Sie mir die Arznei," ſagte Heinrich Oelwein, „und holen Sie ein Stück Eis."

Er gab ihr ſelbſt ein und ließ den zarten zuckenden Körper währenddem nicht aus dem Arm.

Die Näherin ging. —

„Armes Kind!" ſagte er. „Aber nur Geduld. Was wir thun können, das wollen wir thun. Sie ſollen gepflegt werden wie ein Königskind."

„Weshalb denn?" flüſterte ſie kurz und mit vor Qual bedrückter Stimme.

„Ja, weshalb denn?" fragte er ſich ſelbſt.

Weil ſie ihm gefiel, weil ſie ihm als Weib gefiel — weil ſie ihn Söphchen für den Augenblick vergeſſen ließ.

Sehr einfach.

„Weshalb thun Sie das?" ſagte ſie müde, als er ihr übers Haar ſtrich.

Er errötete.

„Wie iſt Ihre Braut?“ flüſterte ſie kaum hörbar.

„Ja, wie denn? Blond. Blond, ſonſt nichts weiter.“

Sie machte ſich ſchwer atmend aus ſeinen Armen los.

„Das iſt nicht hübſch von Ihnen — wenn ich nun darüber lachen wollte — wie dumm.“ Sie preßte beide Hände auf ihr Herz. „Herr, mein Gott!“ ſagte ſie, „weshalb bin ich ſo geplagt!“

Sie hatte ſich von ihm weggewendet und ſaß auf dem Bettrand. Ihr Puls flog.

Ganz verwirrt von all den Dingen, die ihm durch den Kopf ſchwirrten, fuhr es ihm heraus: „Kurz und gut — ſie iſt meine Braut gar nicht mehr, ſeit geſtern ſchon nicht mehr.“

Sie ſah nicht auf.

„Und weshalb?“

„Weil ſie nur blond iſt, ganz wie ich ſagte.“

„Nicht möglich.“

„Nur blond zu ſein, meinen Sie? Ich hab's auch nicht für möglich gehalten. Es iſt aber ſo.“

„Was ſagt ſie dazu?“

„Sie weiß noch nichts!“

„O, Gott!“ ſagte das Mädchen.

Und er wußte nicht, ob nur vor Schmerz und Qual. Dann ſaß ſie ſtill. Das bleiche Geſicht tief herabgeneigt — und die Hände krampfhaft feſt ineinander gefaltet.

Er wagte nicht, ſie zu ſtören, fühlte ſich aber zu ihr hingezogen.

Die reichte, ſo ſchien es ihm, kein trockenes Lebensbrot, und es war ihm, als verlange ihn unwiderſtehlich nach einem Liebesaufleuchten in dieſem ſchmerzvollen jungen Geſicht.

„Fürs erſte,“ ſagte er, „denken Sie nicht ſchlecht von mir. Ich muß wieder frei werden. Glauben Sie mir.“

Sie ſah zu ihm auf, ſagte aber nichts.

Die Mutter kam und brachte das Eis.

Als er ſich anſchickte, fortzugehen, fragte er ſie: „Was denken Sie des Nachts, wenn Sie nicht ſchlafen können? Regen Sie ſich auf?“

„Wohin ſollt' ich dabei kommen?“ ſagte ſie. „Nein, da hab' ich allerhand Gedankenſpiele — da frag' ich mich und halte Examen mit mir. Und wenn ich ſehr müde bin und doch nicht ſchlafen kann, kenn' ich Verſe, die ſind ſo, als wäre man draußen im ‚Freien‘.“

„Was iſt denn das?“ fragte er.

„Verſtehen Sie Tiroleriſch? Ich hab's gelernt, als ich mit meiner Schülerin in Tirol bei den Verwandten zu Beſuch war.“

Er bat um ſo einen Vers.

Sie lachte und ſagte: „Da iſt ſo einer:

Wo iſch en die Bäurin, die dicka und die broata?
Sie iſch in der Kammar und flickat die Pfoata.“

„Pfoata heißt Hemd,“ ſagte Lori.

„Grüaß di Gott, du Dicka, du Broata,
Doank du Gott, du flickſcht die Pfoata,
Mit deinen ſilbern Nodalein
Flickaſcht du halt die Pfoata.

Was moacht en der Bauer, der oarma, oarma Monn?
Er iſch in der Stuba und ziaht ſi on.
Grüaß di Gott, du oarmer Monn,
Doank du Gott, du ziahſt die on,
Dein gaflicktas Pfoatalein
Ziahſt du on.

Was thuat en der Hirt, der Schlingl und der Schlanggl?
Ear iſch im Stoal und ſchindat a Lampl.
Grüaß di Gott, du Schlingl, Schlanggl,
Helf dir Gott, du ſchindß a Lampl,
Mit deinen ſilbern Mößerlein
Schindaß du hoalt dös Lampl.

Wo iſch en die Guaßl, die oarma, oarma Haut?"

„Guaßl heißt dort die letzte Hausdirne," ſagte Lori.

„Sie ſtoat ban Brunnan und waſchat a Kraut.
Grüaß di Gott, du oarma Haut!
Doank du Gott, du waſchaſcht dös Kraut,
Mit deinen hölzern Schoafalein
Waſchaſch' du hoalt a Kraut."

„Das beruhigt Sie?"

„Ja."

„Merkwürdig! Gibt's da nichts Beſſeres?"

„Genug," antwortete ſie. „Wiſſen Sie, man möchte dann aber leben wie andre Leute."

„Das ſollen Sie auch," ſagte er erregt.

„Ich?" antwortete ſie ruhig. „Sie wiſſen's ja ſelbſt, daß das nicht mehr geht."

Da fuhr es ihm durch den Kopf, er mußte ihr von ſeinem Freund ſprechen, und er that es.

Sie nahm, was er ſagte, ſchweigend auf, und er ſprach weiter mit einem eigenartigen Gefühl tiefinnerlicher Beglückung. Er fühlte, ohne daß ſie etwas ſagte, wie ſie auf ihn hörte, wie ihre Blicke an ſeinen Lippen hingen, und es war in der winzigen Stube ſo ſtill wie in einer Kapelle. Die Näherin hatte die Arbeit in den Schoß ſinken laſſen und betrachtete das Paar wieder mit geſpanntem, gedankenbeſchäftigtem Blick.

Sie hörte nichts, ſie ſah nur.

Und ſie ſah, daß ihre Tochter die Worte von den Lippen des jungen Mannes trank.

Als ſie ſich voneinander verabſchiedeten, dankte ihm ihre Lori auf eine Art, als hätte er ihr Gott's Wunder was verehrt. Aber daß das arme Kind zu danken hatte, gleichgültig, für was, das that dem bedrückten, verbitterten Herzen der Näherin gut.

Und ſie dachte ſich ſo allerlei.

Heinrich Oelwein hatte aber gerade in dieſer Stunde mit ſeiner Braut vollkommen gebrochen.

* * *

Was war das eigentlich für eine Thorheit, ein weißes Blatt zu ſuchen!

Wie kann ein Blatt weiß bleiben, wo jeder Tag ſeine Schriftzüge darein graben muß!

Was muß das für ein Blatt ſein, das nichts annimmt, das ſeine leere Weiße bewahrt!

Freilich, „Eſel", dachte er, dieſes kräftige Freundeswort war des beträchtlichen Portos wert geweſen.

Albernheit, ſich ſelbſt mühſelig in ein ſolch hartes Blatt einkritzeln zu wollen. Und wozu?

Um es ſchließlich bequem zu haben?

In der Freude an ſich ſelbſt?

Aus Eitelkeit?

Das Weib gewiſſermaßen erſt zu ſchaffen?

Gott weiß es, aus welcher Narrheit.

Er ſtürmte den alten, langgeſtreckten, lindenbepflanzten Graben auf und nieder. Es war ſchon Dämmerung. Die Linden rauſchten, vom Winde leicht bewegt, im vollen wuchtigen Sommerlaub.

So eine kluge Weibesſeele hatte ſich ihm geoffenbart — eine Seele, vor der er Achtung hatte. Es war ihm wohl zu Mute bei allem, was ſie that und ſagte, und dieſe Ruhe mitten in ihrem Leiden — und das Aufnehmen — das Sich-in-andre-verſenken!

Das war ein Meiſterſtück da oben in der winzigen Stube. —

Ein Meiſterſtück mit einem Sprung mitten hindurch.

Nie hatte er ein ähnliches Erbarmen gefühlt — ein

Mitleiden ſondergleichen. Er wußte ihren Zuſtand zu beurteilen, ein ſchweres Herzleiden mit allen ſeinen Qualen und ein plötzliches Nachlaſſen der Widerſtandsfähigkeit, ein Ueberhandnehmen des Leidens und der Lebensgefahr für jede Stunde.

Dieſen ſchweren Dingen ſtand das Mädchen gegenüber. Sie erkannte ihren Zuſtand und kam nicht aus der Faſſung.

Er war erregt — und fand eine nie gefühlte Wonne, als er den Gedanken immer tiefer faßte, ihr, ſoviel er konnte, zu helfen.

Sie ſollte in heitere Umgebung kommen, die Berge vor ſich ſehen. Draußen vor dem Städtchen würde ſich irgend ein Gartenhaus finden — frei und luftig — das würde ihr gut thun, ſo zu wohnen.

Er wollte dies Geſicht in der Sonne ſehen — ſie ſollte ſich freuen.

Er konnte täglich zu ihr hinauskommen, und ſie ſollte ihn bewillkommnen mit einem Ausdruck, den er deutlich vor ſich ſah — mit einem ſo zarten, liebesſeligen Ausdruck, ſo heiter und klug, Geliebte und Freundin zugleich.

Er dachte an den Brief, den er vor nicht allzu langer Zeit an ſeinen Freund geſchrieben hatte.

Umſonſt trug er ſelbſt nicht die weichen großen Geſichtszüge des Schwärmers.

Die Liebe zu dieſem Mädchen that ihm wohl.

Es war wie ein Heimatsgefühl dabei, wenn er an ſie dachte. — Es war da nichts Fremdes.

Und wie er ſo unter den großen Linden dahinging, fuhr es ihm mit einemmal durch den Kopf, daß er augenblicklich umkehren ſollte, daß er ſie jetzt ſogleich wiederſehen mußte.

Mit langen Schritten läuft darauf einer durch die dämmerigen Straßen — ſtürmt drei hohe, dunkle Treppen

hinauf — klopft an die niedere Thür — öffnet — geht die paar Schritte vorwärts — und ein kluges, lebenabgewandtes Mädchen wird von zwei ſtarken Armen umfaßt — Liebesübermaß flutet über ſie hin.

„Ich kann einfach ohne dich nicht mehr leben, Lori," ſagt er.

Sie kommt nicht zu Wort und nicht zu Atem.

„Du ſollſt glücklich werden," flüſtert er ihr heiß zu.

„Mein Gott!" ſagt ſie verwirrt.

Er hat ſie aus tiefem Schatten in die Sonne geriſſen.

Das thut ihr weh —

Sie iſt ganz ſtill.

Er aber fühlt, daß ſie ſein iſt.

Aber er will es hören.

Er drängt ſie, es auszuſprechen.

„Dein!" ſagt ſie leiſe, „ja — wenn du willſt —"

Da lag es darin — das unendlich Rührende!

Und er empfand es.

Das war der Trank, nach dem ihn gedürſtet hatte. Und er war wie berauſcht davon.

Und ohne daß ſie darauf geachtet, ging die Thür leiſe auf und die Alte trat ein.

„So—o?" ſagte die fragend, und es lag in dieſem „So—o?" endlich etwas Befriedigtes, Sattes. „Was ſoll denn das?"

„Frau Eſtl," ſagte er und faßte Loris Hände. „Wir lieben einander."

„Ja, lieben," ſagte die Näherin, „das iſt leicht geſagt — aber — aber — Herr, du mein Gott! — aber — — das andre! — Lori! — Nein — nein — ach nein — — die müſſen Sie ſchon — verzeih'n Sie, Herr Doktor — das iſt ein wohlerzogenes Mädchen. — Anders thu' ich's nich — der ſoll es doch nich wie mir gehen?"

Und ſomit war ſie in das alte Geſchluchze geraten.

Und jetzt wieder der große ſatte Ton, der bei dem ſchmächtigen Weſen ſich ſo komiſch ausnahm.

„Mögen die Schnaaſes nun auch ſeh'n, wie's thut! — Das ſollen ſie! — Vor der Tochter, der lumpigen, getretenen Perſon, ſoll Schnaaſes vornehmes Mädchen kriechen — aber" — und die Näherin ſchlug mit der dünnknochigen Fauſt auf den Tiſch. „Wir geben nicht nach! — wir nicht! — wir ſind die Leute nicht dazu!"

Das war unaufhaltſam von den ſchmalen Lippen geſprudelt.

Lori war zitternd aufgeſprungen und hatte der Mutter den Mund mit der Hand geſchloſſen.

„Schweig doch!" ſagte ſie leiſe.

„Das thu' ich nich!" ſchrie die Näherin. „Ich will quitt werden."

Jetzt reckte ſich Lori auf und ſagte ernſt und ruhig: „Mutter! Verſchon mich doch — du vergißt, daß ich ſo krank bin. — Was ſoll ich denn? Liebt er mich, ſo darf ich das Glück eben noch haben."

„Lori!" und er faßte ihre beiden Hände, „du bleibſt mein — und wirſt meine liebe Frau."

Da lachte ſie eigentümlich auf — und ſchwieg.

„Was haſt du denn?" fragte er.

Sie barg ihren Kopf an ſeiner Bruſt und ſagte leiſe, kaum vernehmbar: „Das wäre viel zu viel Glück — ach, zu viel Glück! — So was mußt du nicht wieder ſagen, du. Du weißt's ja ganz genau ſelbſt, wie mir's iſt. — Laßt mich doch in Frieden!" ſagte ſie herb.

Lori ging mit fliegendem Atem im Zimmer auf und nieder.

Niemand ſtörte ſie.

Dann blieb ſie vor Heinrich Oelwein ſtehen, neigte ſich

zu ſeinem Ohr und flüſterte: „Weißt du — es iſt ein großes, großes Glück!“

„Ja, wahrhaftig!“ ſagte er.

Jetzt erzählte er ihr ſeinen Plan mit dem Gartenhaus.

„Himmliſch!“ meinte Lori. „Das willſt du für mich thun?“

„Ja, und was du nur irgend noch denkſt.“

„Ach Gott — ach Gott!“ Die Näherin brach in ein hyſteriſches Schluchzen aus.

„Ach, weshalb ſtörſt du ſo?“ ſagte Lori traurig.

Und wieder neigte ſie ſich zu ſeinem Ohr: „Weißt du, das hat dir Gott eingegeben, daß du mich liebſt.“

Er war ganz berauſcht von ihr.

Er fand ſie ſchön wie einen Engel und ſo rein wie einen Engel und ſo eigentümlich.

Das ſtarke Mädchen hatte ſich vom Leben frei gemacht mit einer Kraft und Klarheit, über die er erſtaunte.

„Weißt du, Lori, was ich ihm ſchrieb, ſo als Höchſtes — Unerreichbares? Ein Lieb vom Sturmwind in die Arme getrieben ohn' alles elende Sack und Pack — ganz Liebe, ohne Lohn und Dank. Liebe unvermiſcht!“

„Das verſteh' ich nicht,“ ſagte ſie. „Solch ein Glück einer — die halb tot iſt.“

„Lori!“ rief er.

Sie ſchwieg.

„Haſt du mit deiner Braut geſprochen?“

„Nein, noch nicht.“

„Thu's,“ ſagte ſie.

„Ja, ich muß morgen dann hinüber nach Weimar,“ antwortete er düſter.

„Und wenn alles nicht ſo gehen ſollte, wie du glaubſt,“ meinte ſie zaghaft, „denk, daß ich wenigſtens nichts von

dir will — vor mir brauchſt du gar keine Furcht zu haben — in gar nichts."

Er ſchloß ſie in die Arme.

„Nein, zuerſt müſſen wir einen ſonnigen Aufenthalt für dich finden und den Garten."

„Das iſt wahr," ſagte ſie. „Beſſer iſt's, wir verlieren keinen Tag. Die Mutter kann ja aber ſuchen gehen. Vertrödel du keine Zeit damit — lieber hab' ich dich hier — ſtatt daß du wegen mir läufſt."

* * *

Am andern Tag nahm er Abſchied von ihr, ehe er nach Weimar fuhr, fand ſie aber ſehr leidend und matt.

„Eine böſe Nacht," ſagte ſie lächelnd, als er eintrat. „Die Mutter hab' ich ſchon fortgeſchickt, daß ſie ſuchen gehen ſoll. — Weißt du, mir iſt's gerade ſo zu Mute, als wenn ich vor dem Tode ſchon in den Himmel kommen ſollte. — Dich immer ſehen dürfen — und nicht hier in dieſem Loch, ſondern unter Bäumen und blauem Himmel."

Er wollte nicht gehen.

„Um deinetwillen muß es geſchehen," ſagte ſie leiſe. „Du kannſt doch mit ſo einer Lüge nicht länger herumlaufen. — Es wird eine große Geſchichte geben; — aber ſag mir nur alles. — Wenn man einen Menſchen wirklich liebt und er liebt einen ebenſo — iſt eigentlich gar nichts ſchlimm. Mein Krankſein iſt mir federleicht! — Du, ich werde doch aus Freude nicht wieder geſund werden?"

„Freilich," ſagte er, „das wirſt du — du wirſt ganz geſund werden!"

„Nein, ich will nicht!" meinte ſie kurz. „Weshalb machſt du mir 's Herz ſchwer?"

„Du biſt ein wundervolles Ding, glaubſt du, ich ließe dich wieder?"

„Ach geh, du nimmſt mir die Ruh'. Geh nun — und Gott behüt' dich. — Wenn du wirklich die nicht liebſt, mit der du dich verlobt haſt, wie mir ſcheint," ſagte ſie lächelnd, „ſo ſollſt du dich und ſie frei machen."

Er nahm wieder und wieder Abſchied von ihr, bis ſie ihn endlich fortſchickte.

* * *

Vor dem Haus ſeiner Eltern hielt der Einſpänner, der ihn nach Weimar fahren ſollte. Er ſah ihn ſtehen, als er von Lori kam — und ſah, wie ſeine Mutter allerlei Pakete hineinzuthun beſchäftigt war. Die Köchin half ihr dabei.

Was thun die da? fuhr es ihm wie ein zweiſchneidiges Schwert durch und durch. — Da hatte die Mutter ihn ſchon erſpäht und rief: „Ja, ſput dich doch, Heinrich, daß du zum Eſſen noch zeitig genug nach Weimar kommſt. Ich hab' da allerlei eingelegt. Für Sophia drei geſtickte Unterröcke — darüber wird das liebe Kind eine Freude haben. Ich zeig' dir's nicht erſt — ſchaut's euch miteinander an — und für die gute Schnaaſe einen Napfkuchen — nicht wahr, du gibſt mir recht acht, und für den Großvater das Kirſchwaſſer. Und grüß und küß mir mein Engelskind! Hörſt du?"

Er hörte.

„Na, jetzt haben wir noch die paar Tage — dann iſt's überſtanden. Sag nur, daß die Wohnung wundernett wird — Schnaaſes ſollen die Möbelwagen beruhigt abgehen laſſen. Das Wetter iſt ja auch gut. Ich mach' ſchon alles. Die gute Schnaaſe wird ſo jetzt alle Hände voll zu thun haben, wenn ſie nur zuletzt einen Tag rüberkommt, iſt's reichlich genug. — Hörſt du, Käthe und ich, wir ſind ja ſo den ganzen Tag bei euch drüben auf den Beinen. — Haſt du dir denn den blauen Anſtrich angeſehen?"

„Nein."

„Nein?“ fragte die behäbige Frau. „Was ſoll denn das? Glaubſt du, ſo ein Hausſtand beſteht nur aus Verliebtheit? Na, verzeih' dir's Gott — dein Vater war gerad' ſo. — Heinrich, ſiehſt du,“ ſagte die Frau und ſchlang zum Abſchied die Arme um die Schultern des Sohnes, „daß du mich das haſt erleben laſſen, ſo ganz nach meinem Herzen, ſo gut und klug gewählt, das dank ich dir, wenn dir auch ſchließlich nicht das Schlechteſte dabei zufällt,“ ſagte ſie und nickte ihm ſtrahlend zu. „Herr Gott, ja — küß und grüß mir mein Kind. Sag ihr noch einmal, daß ſie an mir eine Mutter finden wird, zu der ſie ſo recht Vertrauen faſſen ſoll — ſo recht, verſtehſt du? Ich lieb' da nichts Halbes — Heinrich, und daß der Napfkuchen mir nur gut ankommt; leider iſt er noch ein bißchen reichlich friſch.“

Heinrich Oelwein lief es ſiedendheiß durch die Adern, und er vermißte in dieſem Augenblick die Blechſchutzkapſel, die ſich ihm hätte ums Herz legen ſollen, da war aber nicht der geringſte Anſatz dazu da. Ja, es war ihm zu Mute, als fehlte ihm nicht nur die Blechſchutzkapſel, ſondern auch die notwendigſte äußere Kapſel ſeiner Perſönlichkeit. Er kam ſich vor wie ein Menſch ohne Haut. Dazu fühlte er ſich wie in einen Waſſerſtrudel geriſſen.

„Mutter,“ ſagte er, „es können ja noch tauſend Dinge dazwiſchen kommen.“

„I gar, wie ſoll denn das?“ antwortete wohlgemut Frau Profeſſor Oelwein. „Komiſcher Menſch.“

Und in ihrer Herzensfreude wurde ſie nicht gewahr, daß ihr Sohn bleich und erregt in das Kütſchchen ſtieg.

„Leb wohl — leb wohl!“ rief und winkte ſie ihm zu.

Und Heinrich Oelwein fuhr zwiſchen dem Napfkuchen und Sophias Unterröcken in ſchweren Sorgen den Weg, den er vor drei Tagen im Mondſchein im übermütigen Freiheitsrauſch dahingeſtürmt war. —

Das Ziel aber, dem er jetzt im Kütſchchen entgegenholperte, war dasſelbe geblieben — ſeine Freiheit! — Sophia war ihm ſeit jenem Nachmittag in der Laube zur Unmöglichkeit geworden. Die Augen waren ihm aufgegangen, der Zauber „Blondes Weib" war von ihm abgefallen, und er war wieder in den vollen Beſitz ſeiner geſunden Sinne gekommen in Beziehung auf Sophia.

Viertes Kapitel.

Er ſteigt im „Elefanten" in Weimar am Markte ab, läßt die Geſchenke der Mutter dort und geht ſchweren Herzens der Marſtallſtraße zu.

Auf dem ganzen Weg ſieht er Loris bleiches Geſicht, die rieſig lebendigen Augen vor ſich und hört ihre Stimme ſo eigen herb vom Glücke reden.

Sie hatte ſich ſtark abgefunden. Sie war ſchon ganz bereit, den dunkeln, großen Schritt zu thun — und mit einemmal dies Uebergoſſenſein von Lebensſeligkeit! Wie ihn das ergreift!

Er geht langſam, um die Bilder, von denen ſeine Seele ganz erfüllt iſt, ausgenießen zu können.

Es iſt ein ſo rührendes Schauſpiel, das Glück in dieſe lebenabgewandte Seele einziehen zu ſehen.

Er denkt, ſie ſoll die Lebensfreude doch noch kennen lernen!

Jede gute Stunde ſoll für ſie eine Freuden- und Feſtſtunde werden.

Wie ihn das über ſich ſelbſt hinaus erhebt — dieſes hinſterbende, weiſe junge Geſchöpf froh machen zu wollen!

Und immer ſieht er ſie unter hohen Bäumen im Sonnen-

licht in einem Garten mit duftenden Sommerblumen, Beerenſträuchern und beladenen Fruchtbäumen, und ſieht immer den Ausdruck, mit dem ſie ihn empfängt — ſo eine ſüße Leidenſchaft — ſo unirdiſch — und ſo dürſtend nach Irdiſchem zugleich — nach Sonne ſchmachtend — wie ein ſchon abgeſchiedener Geiſt.

Wie war ſein Leben, als er an dieſe Stelle kam, da Lori in ſeinem Schickſal auftauchte, fein geſponnen.

Seine Füße hatten ihn wie im Traum vor das Haus getragen, in dem er einer qualvollen Stunde entgegenſehen mußte, einer harten, demütigenden Stunde.

Er war entſchloſſen.

Er mußte jetzt mit Sophia ſprechen. Sie mußte einſehen, daß ſie nicht zu einander paßten, daß ſie unglücklich mit ihm werden würde. Und wenn es keine Lori auf der Welt gäbe, dachte er, ſein Entſchluß war und blieb feſt. Lori hatte nichts dazu und davon gethan.

Auf der ſich lang hinſtreckenden Chauſſee zwiſchen Weimar und Jena, da hatte es ihn gepackt in jener Mondennacht; da war es ihm zur Unmöglichkeit geworden.

So ſtand er und überdachte noch einmal alles und jedes und ſtarrte verſunken vor ſich hin.

Vom zweiten Stock aus beobachtete ihn das roſige Geſicht mit dem weißen Toupet. Das preßte ſich an die Fenſterſcheibe und ſchaute eifrig auf ihn hinab. Endlich ermannte er ſich und faßte den Thürklopfer. Und wieder war es das roſige alte Geſicht unter dem weißen Toupet, das ihm zuerſt zunickte, als er eintrat.

Der Großvater ſagte: „Ohalalla — Geliebter — Betrübter — was iſt mir denn mit dir? Willkommen — willkommen — So—viehchen!“ rief er. „Sie ſind heut rein des Kuckucks. — So—viehchen!“ rief er wieder. „Heinerich wäre da!“

Sie gingen miteinander die Treppe hinauf, da hörte Heinrich ein dumpfes Summen, wie von einem Bienenſchwarm.

„Was iſt da?“ fragte er düſter.

„Im Hinterzimmer ſind ſie.“

In dem Augenblick thut ſich eine Thür auf, und Söphchen erſcheint im weißen Kleid, das ſich eng um die junge volle Geſtalt ſchmiegt, das blonde Haar kunſtvoll in die Höhe gekämmt und von einem hohen goldenen Kamm gekrönt. In den Augen einen eigentümlich befriedigten Ausdruck, die Wangen rot — ein Bild des Lebens.

„Heinzemann!“ ſagt ſie, läuft auf ihn zu und küßt ihn ohne alle Umſtände, ganz gleichmütig und ſachgemäß. Sie riecht nach Kuchen und Rahmtörtchen und ſchluckt noch einen Biſſen, den ſie aufgeſpart und während des Küſſens in der Hand gehabt hat.

„Heinzemann, heut gibt's was zu ſehen. Du haſt ja drei Tage nichts von dir hören laſſen? Na, wir hatten auch alle Hände voll zu thun. Heut kommſt du aber wie gerufen!“

Sie zieht ihn mit ſich.

„Laß das, Sophia! — Was iſt denn? Sind Leute bei euch?“

Sie antwortet nicht auf ſeine Frage. „Komm nur,“ ſagt ſie, „komm nur.“

Der Großvater ſchleicht ihnen wie auf Socken nach und macht ein ganz verſchmitztes Geſicht.

„Ohalalla!“ ſagt er, als Söphchen die Thür aufmacht, hinter welcher der Bienenſchwarm ganz gewaltig ſummt.

„Sophia!“ ruft Heinrich und will ſich von ihr losmachen. Sie lacht aber und zieht ihn ins Zimmer hinein mitten in ein Durcheinander von Frauenzimmern. Ein Geſchnatter ſondergleichen! Hohe Haarfriſuren mit Rieſen-

kämmen auf dem Wirbel ſchwanken in einer Atmoſphäre, die nach Rahmtörtchen riecht — nach Malagawein und friſchem Leinen — eine ſo ſüßliche, frauenzimmerliche Atmoſphäre. Bloße Hälſe und Arme, Sonnenſchein im Zimmer und ein Stimmengewirr. Zwiſchen dieſen Hälſen und Armen und Friſuren und engen Kleidern machte Frau Schnaaſe ſich Bahn und ſtand vor ihrem zukünftigen Schwiegerſohn und ſtreckte ihm beide Händchen entgegen — und eine Dame mit ſüßem Lächeln praktizierte ihm einen Teller, auf dem ein Rahmtörtchen lag und ein Glas Malaga ſtand, in die Hand und ſagte: „Zur Ausſteuer gehört auch der Bräutigam, damit die Ausſtellung perfekt iſt.“

Da ſah er erſt eine Tafel mit ganzen Stößen von Leinenzeug, alles mit roſa Seidenbändern kreuzweis überbunden: Türme, gebaut aus Tiſch- und Bettzeug, feſt gepreßt und gefügt — ein Waſſerfall von bebänderten Nachthauben, ein großer Wellenſchlag von Spitzen und Friſuren, ein Gebirge von Nachtkamiſolen und Hemden, ganze Wälder von ſchwebenden und hängenden Unterröcken, ein gewaltiges Geröll von Hunderten zuſammengerollter, ſchneeweißer Strümpfe. Von der Decke herab hing an einem roſa Band eine große Rieſentroddel, die beſtand aus lauter blütenweißen Strumpfbändern, und alle die Baſen und Muhmen, Freundinnen und Feindinnen ſtarrten und muſterten und aßen Rahmtörtchen und nippten Malaga und verwunderten ſich und lobten und ziſchelten und überhäuften die gute Schnaaſe mit Lobesausbrüchen und witzelten mit Söphchen und lachten, wenn ſie errötete, und ſtürzten ſich auf Heinrich Oelwein und kamen von einer Ueberſchwenglichkeit in die andre.

Sie waren alle von dem Anblick der ungeheuren Maſſe von Leinenzeug wie berauſcht — und von alledem, was ſich darum und daran knüpfte.

Söphchen benahm ſich wie eine Königin. Sie war

es, die das alles beherrſchte. Sie fühlte ſich beneidet. Sie war die Ausgezeichnete, und ſie legte ihren Arm in den des Bräutigams, gewiſſermaßen um das Tableau vollſtändig zu machen.

Es war alles ſo ſatt.

Heinrich Oelwein aber fühlte ein innerliches Erſtarren.

Es war ihm, als wenn Felſen aus dem Erdboden herauswüchſen und ſich um ihn her auftürmten und ihn eng und enger einſchlöſſen — und dieſe Felſen beſtanden aus lauter blütenweißem Leinenzeug und wuchſen und wuchſen und nahmen ihm Luft, Licht und Atem, die Freiheit der Bewegung. Es erſtickte und bedrückte ihn.

„Herr Gott! — iſt denn das möglich, daß der Menſch ſo viel braucht!“ entrang es ſich ſeinen Lippen.

Da ſchlugen die um ihn her Stehenden ein gewaltiges Gelächter auf.

„So ein junger Mann hat doch vom Leben keine Ahnung,“ ſagte eine alte Mamſell und faltete die Hände und ſtarrte auf das Leinenmeer — und alle ſagten etwas.

Heinrich Oelwein ſtand wie im Fieber mit wirren Gedanken.

Ein Klopfen an der Thür — und herein traten in die überfüllte Stube die fünf Näherinnen, alle in ſchneeweißen großen Schürzen.

Sie ſollten in der Küche mit Kaffee und Kuchen traktiert werden und wollten ſich im voraus bedanken. Zwei von ihnen trugen einen großen Waſchkorb und ſetzten ihn mit feierlicher Miene nieder.

„Der Brautſtaat,“ ſagte Tante Heimlich.

„Ah!“ erſcholl es gedämpft von aller Lippen, und Tante Heimlich nahm das weiße Tuch vorſichtig vom Korb.

Die Hälſe reckten ſich. — Ein tiefes Schweigen — und vor Heinrich Oelweins Augen und vor aller Augen

lag, im Korbe ausgebreitet und doch zuſammengefaltet, ein weißes, duftiges Gewand und ein noch duftigerer geſtickter Schleier. Da ſtanden ein Paar weiße Atlasſchuhe — da hingen am Korbrand ein Paar ſeidenſchimmernde Strümpfe, ein Paar zarte, wie aus Spitzen gewebte Handſchuhe.

„Die ganze Braut," ſagte Tante Heimlich.

Söphchen ſtand ſatt und hochbefriedigt und ließ alles anſtaunen und aß am Arme ihres Verlobten ein Rahmtörtchen ums andre.

„Sophia," ſagte er trotz alledem tapfer, wenn auch mit gepreßter Stimme, „wir müſſen miteinander reden."

„No!" ſagte Söphchen erſtaunt, „warum denn nich?"

Jetzt wurde die Thür zum Nebenzimmer aufgemacht, und Tante Heimlich rief: „Da liegen nun noch die Bettſtücke und von den Möbeln, was noch nicht verpackt iſt."

Sie drängten alle nach der Thür.

Der alte Onkel, der immer ausſah, als wäre er in ſeine gewaltige Halsbinde gerutſcht, der Onkel mit dem blauſchwarz gefärbten Toupet, der heute mit unter die Frauenzimmer geraten war, ſchwang ſein Gläschen. „Hoch lebe die glückliche Familie!" toaſtete er, und niemand achtete auf ihn. — Söphchen ſagte nicht wie ſonſt, wenn der Onkel das Schnaaſeſche Familienglück berief: „Dreimal geſchnippelt und dreimal geſchnappelt!" Der Großvater rief nicht: „Holz anfaſſen, Kinderchen!"

Es war zum erſtenmal, daß niemand dem Onkel ins Wort fiel.

Sie waren alle wie beſeſſen.

Und der Alte lachte ſich ins Fäuſtchen, denn er hatte immer einen großen Aerger darüber gehabt, daß Schnaaſes ſo abergläubiſch waren.

Das ganze Schnaaſeſche Haus war heute in einer freudigen Gärung begriffen. Die Frauenzimmer mit ihren

Angelegenheiten hatten es völlig in Beſitz genommen und feierten ſchon ſeit Stunden eine wahre Leinen- und Ausſtattungsorgie. In der Küche repräſentierte Schnaaſes alte Köchin die Ehre der Familie vor den fünf Weißnäherinnen, braute ihnen Kaffee in ſolchen Maſſen, als wollte ſie damit ſagen: Was iſt uns Kaffee! Den Kuchen ſchnitt ſie ihnen in ſolch vorſintflutlichen Brocken und Püffen vor, daß den Näherinnen zu Mute wurde, als wären ſie ins Schlaraffenland geraten.

Es war ein Rauſch- und Ehrentag und es wurde erſt ſpät zu Mittag gegeſſen, denn der Frauenzimmerzuſtrom war ein ganz ungeheurer.

Die Kunde von Söphchens reicher Ausſteuer ging von Mund zu Mund, und alle, die irgend Veranlaſſung nehmen konnten, zu Schnaaſes zu kommen, wollten ſie geſehen haben.

Heinrich Oelwein aber wußte nicht, wo aus und wo ein. Eine Herzensangſt ergriff ihn, wie ſie einen Menſchen faſſen mag, der jeden Augenblick tiefer in einen grundloſen Sumpf verſinkt. — Bei allem Mut und aller Unwiderruflichkeit ſeines Entſchluſſes — wie ſollte er in dieſem großartig behaglichen Durcheinander die Minute finden, um eine Bombe in dieſes ſatte, ſeelenruhige Treiben hineinplatzen zu laſſen.

Das, was er vorhatte, war in dieſer Umgebung zum brutalen Eingriff geworden, das ſah er voraus.

Waren denn die Leinenmaſſe, die Stöße von Tiſch- und Bett- und Leibwäſche — zum Sakrament geworden, das ſich drohend und unüberſteiglich vor ihm aufgerichtet hatte? Er ſah und fühlte alles wie im Fieber.

„Wir müſſen miteinander reden, Sophia," ſagte er noch einigemal haſtig, glaubte es wenigſtens zu ſagen. — Und erhielt zur Antwort: „Na ja," oder: „Was haſt du

denn?“ oder: „Wart doch — ſiehſt du denn nicht, daß ich jetzt nicht fortkann?“

So kam das ſpäte Mittageſſen heran. Heinrich Delwein gab vor, er hätte einen notwendigen Geſchäftsweg zu dieſer Stunde, und nach langem Kampfe ließ man ihn endlich fort.

Söphchen maulte, denn es aßen heute verſchiedene ihrer Freundinnen mit, denen ſie ſich im vollen Glanze hätte zeigen mögen.

Der Großvater ſchaute ihn bedenklich an und ſagte: „Ohalalla!“ Frau Schnaaſe bejammerte einen Gänſebraten, der zu Ehren des Schwiegerſohnes noch extra aufgetragen werden ſollte. — Aber er kam frei und ging mit langen Schritten den Parkanlagen an der Ilm zu.

Unter den hohen Bäumen des Sternes, die wie Säulen in einer Rieſenkirche ſtehen und ihre Kronen ineinander wölben, da ging er auf und nieder.

Keine Menſchenſeele war um dieſe ſtille, ſonnendurchleuchtete Stunde dort zu ſehen. Er kam wieder zu ſich ſelbſt und wurde ruhiger.

Söphchens Leinengebirge, das ihm wie ein Alp auf der Bruſt lag, ſchrumpfte in der ſtillen großen Natur zu einer Lächerlichkeit zuſammen.

Herr Gott! Laßt euch nicht verblüffen! dachte Heinrich Delwein. Aufs Ganze ſchauen, nicht aufs Einzelne!

Und er ſchaute auf das ganze Bild der Menſchheit, die ſeit ungezählten Jahrtauſenden hier auf Erden ihr Weſen trieb. Söphchen, Schnaaſes mit ſamt der gewaltigen Ausſteuer, dem Wellenſchlag von Friſuren und Spitzen, dem Geröll von Hunderten von Strümpfen, den Hemden-, Bett- und Tiſchwäſchgebirgen, den Wäldern von Unterröcken, der Strumpfbandtroddel, den feſtlichen roſa Bändern, dem wohlgepackten Möbelwagen, den fünf Weißnäherinnen, den auf-

geblähten Bettſtücken, dem Familienbewußtſein, das alles und er ſelbſt mit inbegriffen, alles, was ihm ſo gewaltig und beängſtigend erſchienen war, verſchwand, als er es mit hineinſchüttete in das ungeheure Meer der Begebenheiten, wie ein unſichtbares Schäumchen, das mit bloßen Augen nicht zu erkennen war, und es wurde ihm ganz leicht dabei ums Herz.

Und wieder ein andres Bild läßt er in ſeiner Seele auftauchen, während durch die tiefgrünen Baumkronen über ihm die Nachmittagsſonne ihre Pfeile ſchießt: die Erde eine Käſekugel, — bedeckt mit Milben. Er ſchaut darauf hin Jahr für Jahr, Tag für Tag und Stunde für Stunde, unaufhörlich. Und da kommt es ihm vor, daß auf der kleinen Kugel immer dieſelben Milbchen ihr Weſen treiben. Es wimmelt und krabbelt immer gleichmäßig. Er bemerkt gar nicht, daß, während er auf die Kugel ſchaut, die Milben ſchon unzähligemal gewechſelt haben. Ihm ſcheinen ſie immer dieſelben zu ſein. Es ſind aber Generationen für ihn unmerklich gekommen und gegangen, haben Schickſal gehabt, ihr Keimen, Wachſen, Welken und Sterben. —

Er hat nichts davon wahrgenommen, trotzdem er aufmerkſam beobachtet hat. Es iſt im Grund ungeheuer unbedeutend, ganz unmerklich, was auf dem Käſeball geſchieht.

Jetzt denkt er an Lori — und ſein ganzes Herz ſteht gleich in Flammen. Dieſe unſichtbaren Begebenheiten im Milbenhaufen ſind unheimlicher Art — nicht wahrzunehmen von dem, der das Milbenbällchen beſchaut — und für jede einzelne Milbe ins Rieſenhafte gehend. Was iſt ſo einer Milbe das ganze Weltall! Es wiegt das Milbenbewußtſein nicht auf. Jedes Bewußtſein iſt größer als alles, was beſteht. Mit jeder Milbe ſtirbt die ganze Welt.

Damit war er ſo weit wie zuvor.

Er wollte einſchrumpfen laſſen, was ihn beängſtiget,

während ihm das aber gelungen zu ſein ſchien, wuchs das, was ihn beglückte, ins Ungeheure.

Das Leben und das Fühlen unter ſich zu bekommen, iſt keine Kleinigkeit. Es geht damit ſo zu, als wollten wir ein Rieſenfederbett in ein kleines Faß zwängen. Ein Teil iſt glücklich darin, wir ſtampfen's ein, das andre, was überſteht, wird ſchon auch noch hineingehen — das hat ſich inzwiſchen aber zur Unmöglichkeit aufgebläht, je mehr wir den einen Teil einzupreſſen verſuchen.

Verflucht, denkt er, und wenn es mir auch gelänge, die ganze Schnaaſeſche Größe und Herrlichkeit einſchrumpfen zu laſſen, wenn Schnaaſes nicht mitthun, was iſt damit geſchehen?

So beſchloß Heinrich Oelwein, nicht auf das Bild der Menſchheit, oder beſſer der Milben, zu ſchauen, ſondern ſich nur mit Schnaaſes zu beſchäftigen, und zwar mit den Schnaaſes, wie ſie ſich ſelbſt erſchienen, mit den vortrefflichen, hochangeſehenen Schnaaſes, mit den Schnaaſes, die mehr Wert in ihren eigenen Augen hatten, als das ganze Weltall, mit den Schnaaſes, mit denen das Weltall ein-, zwei-, drei-, vierfach — nein fünffach (Tante Heimlich) zu Grunde gehen würde.

So wandelte er im Stern auf und nieder. Die hohen Baumkronen rauſchten und flüſterten leiſe, kaum hörbar, und die runden Sonnenbilder auf dem dunklen Erdreich zitterten und flirrten.

Wenn er in der ſtillen Natur einſam ſeinen Gedanken nachhing, war er immer ganz er ſelbſt. Seine Gedanken machten unbehindert ihre Sprünge und er war unbeeinflußt.

So auch jetzt.

Er war wohl tief erregt, aber er kam nicht aus der Faſſung, ſondern war gewiſſermaßen ſein eigener Zuſchauer. Ganz anders den Menſchen gegenüber, da war er augen-

blicklich beeinflußt, fremd berührt, wurde ſtumpfer im Denken, verwirrt, ſeiner beſten Kraft beraubt.

Nur bei einem Menſchen nicht. Mit ſeinem Freunde fühlte er ſich ganz unverkürzt. Eins aber wußte er: wenn er jetzt zu Schnaaſes ging, gab es nur ein einziges Ziel für ihn ohne Umwege. Wie er das erreichte, war Sache des Augenblicks; da gab es kein Erwägen vordem. Erreicht werden aber mußte es. Eine tiefe Abneigung war in ſeiner Seele gegen die Blondine aufgeſtiegen. — Ihr Betragen riß ihn an ſeinen Nerven.

Nein, er war ganz und gar wach geworden, da war auch nicht ein Faden mehr, der ihn mit ihr verband.

So machte er ſich zum zweitenmal zu Schnaaſes auf den Weg. Diesmal aber ohne rechts und links zu ſehen.

Diesmal mußte er reden ohne Wahl des Augenblicks, denn die Zeit verſtrich. Und wenn das Schnaaſeſche Behagen ihm ellenhoch über den Kopf ging, er wollte durchwaten.

Er fand Schnaaſes beim Kaffee, und als er eintrat, trat durch die andre Thür zu gleicher Zeit der Großvater ein, der erſt vom Mittagsſchläfchen kam. Er ſah roſig und etwas aufgedunſen aus — blieb in der Thür ſtehen und ſtarrte wie verſchlafen und wie verworren auf Heinrich Oelwein, und ſah ſich dann verblüfft alle der Reihe nach an.

„Kinderchen, Kinderchen," ſagte er verſchlafen und gedankenlos. „Ja — ja — ja — ja — ja! Was is mir denn das, Heinrich? Was is mich denn mit dir —? Was machſt du für Geſchichten?"

Er ſtand immer noch in der Thür und ſtarrte ſeine Leute wie verwundert an.

„Vaterchen?" fragte Frau Schnaaſe.

„Laß! Laß — laß — laß!" wehrte er heftig ab, als ſtörte ſie ihn im Grübeln, als haſche er nach etwas, was ſich in ſeinem Hirn nicht geſtalten wollte.

„Beſtes Väterchen, was willſt du denn?“

Der Großvater ſagte, wie erwacht: „Ohalalla — ich denke, du haſt dich erſchoſſen, mein Lieber — he? — Siehſte — ſiehſte.“

Heinrich Oelwein ſchaute verblüfft auf.

„Und ſiehſte,“ — der Großvater ſprach wie im Schlaf, undeutlich, greiſenhaft — „wie du lagſt — Geliebter — Betrübter.“ Des Großvaters Blick richtete ſich wie nach innen. „Siehſte — ſiehſte — den Kopf nach unten und — — — ja — ja — ja — ja — zeige mal her.“ Er ging ſchlürfend, auch wie im Schlaf, auf Heinrich Oelwein zu, den es bei dieſer Annäherung ſonderbar ſchauervoll durchfuhr. „Weiß Gott, dasſelbe ſuperfeine Batiſthemd!“ Der Großvater griff mit hartem Griff nach Heinrich Oelweins Jabot. „Das war aufgeriſſen auf der Bruſt, Lieber! Ha—a—alsbinde? — Halsbinde?“ ſagte er langgedehnt. „Halsbinde fehlte — fehlte — — wohl. Der Adamskrips ſtand dir heraus.“

Der Großvater ſtrich ſich ſelbſt bedächtig und nachdenklich über die Kehle.

„Ja — ja — ja — ja — der ſtand dir heraus, mein Freund. Da war der Kopf hinten übergefallen — mitten in Buntes hinein — in Buntes — ja, in Buntes.“

Wieder der merkwürdig nach innen gekehrte Blick.

Das Benehmen des Großvaters war ſonderbar — unheimlich.

„Und wo denn, mein Lieber? In 'ner Stube? — Nee — Gott bewahre.“ Er grübelte. „In 'ner Stube nicht. — Rot — etwas Rotes — Buntes — Buſchiges. Ja — wart nur. — Ja — ja. — Wart — wart!“ ſagte er haſtig. Der Großvater ſtreckte den Arm vor, um Störung abzuwehren. „Ein Rieſenbuſch Pfingſtroſen — daneben ein Beet voller Sommerblumen — alles durch-

einander — Reſeda — Flox — ſpaniſche Wicken — ein Duft. — Ein Garten! — ein Garten! — ein Garten! Ja — ja — ja — ja!" Jetzt hatte er's. „In den Kopf warſt du aber nicht geſchoſſen — nein — ſo hier herum." Der Großvater fingerte auf ſeiner Bruſt. „Na — ganz deutlich. Geliebter, Betrübter."

Heinrich Oelwein durchſchauerte es. Es war wie irre Reden. Und dies greiſenhaft Undeutliche!

„Mit dem Kopf mitten in die Reſeda und den Flox hineingefallen! 'nen Stuhl hatteſt du auch noch umgeriſſen — 'nen grünen Stuhl. — Ja — ja — grün; — 'nen Gartenſtuhl. — Du warſt über den Stuhl hergefallen — und dann waret ihr miteinander umgepurzelt."

Heinrich Oelwein fuhr wieder ein Schauer über den Rücken. — Was war denn mit dem Alten?

Der brummte ſo vor ſich hin und trat an den Kaffeetiſch und trommelte mit den Fingern auf der Tiſchdecke.

„Ohalalla! Das war der Gänſebraten," ſagte der Großvater, „da träumt man ſchlecht."

Söphchen lachte.

„Heinzemann," ſagte Söphchen. „Was fällt denn dem Großvater ein?"

„Ach, geh, Vater!" ſagte Frau Schnaaſe. „Haſt du denn ſo was geträumt am hellen lichten Tag?"

Der Großvater ſagte: „Jawohlchen — du mit deinem Gänſebraten, geh! Hab' ich dir's nicht geſagt? — Das nächſte Mal läßt du mich das Schenkelwerk nicht eſſen."

„Ach Gott, Vaterchen, das nimmſt du dir ja doch," ſagte Frau Schnaaſe. „Uebrigens da kann man Ihnen gratulieren, Herr Schwiegerſohn, wird einer tot geſagt — —"

„Schenk nur Heinzemann ein," meinte Söphchen ſeelenruhig.

Der Großvater ſagte: „Ohalalla, das war wohl ein

dummer Traum, Söphchen. — Mit Reſpekt zu ſagen: Sind Rahmtörtchen ſchwer?"

„Da mußt du Söphchen fragen, die müßte das wiſſen," ſagte Frau Schnaaſe.

„Eins iſt leicht," antwortete Söphchen, „zwei ſind ſchon ſchwerer."

Der Großvater ſagte: „Hört das Kind an!"

Dem Großvater ſchien alles bemerkenswert, was Söphchen ſprach.

Heinrich Oelwein war unangenehm von der Scene erregt. Er trank eine Taſſe ſchwarzen Kaffee ohne Zucker und Milch. Den Kaffee aber mußte er trinken, er fühlte eine ſonderbare Schwäche in ſich. Eigentlich wollte er im Schnaaſeſchen Hauſe keinen Biſſen und keinen Tropfen mehr anrühren. Es erſchien ihm wie Verrat.

Und die Stunde kam.

Söphchen legte ihren Arm in den ſeinen und ſagte: „Komm, Heinzemann, nach dem Traſch heut wollen wir ein bißchen im Garten verſchnaufen."

Sie gingen miteinander.

Der Tag hatte ſich ſchon dem Ende zugeneigt, die Abendſonne leuchtete golden warm über die Bäume, die den Brunnen im Marſtallhof beſchatteten.

Sie gingen ſtumm nebeneinander auf und nieder.

Söphchen ſchaute ihren Verlobten an. Er kam ihr ſo ſonderbar vor, ſo bleich.

„Biſt du denn krank, Heinzemann?" fragte ſie.

„Nein."

„Was iſt dir denn?" fragte ſie weiter, etwas gelangweilt.

„Wir müſſen jetzt miteinander reden," ſagte er.

„Schon wieder! Was haſt du denn nur?"

„Sophia," begann er und faßte ihre Hand. Sie traten miteinander in die Laube. „Sei klug und gut."

„Na—nu?"

„Es iſt eine ſehr ernſte, ſchwere Sache für dich und mich, Sophia. Willſt du mich anhören?"

„Heinzemann, was denn nur?"

„Siehſt du, es iſt das, wir haben uns jetzt näher kennen gelernt — und wir ſind doch einander nicht näher gekommen. Wir werden nicht glücklich miteinander."

Das Mädchen war aufgeſtanden und ſtarrte ihn mit den etwas hervorſtehenden Augen an — ſo, als wäre er plötzlich vor ihren Augen tobſüchtig geworden.

„Sophia! Hör' mich!" ſagte er feſt. „Was iſt ein größeres Unglück, wenn wir beizeiten einſehen, daß wir nicht füreinander paſſen — oder — denke an das lange Leben — an das Aneinander-gekettet-ſein. — Frage dich ſelbſt — liebſt du mich denn? — Nein — nein — und heilig nein! — das thuſt du nicht!" ſagte er heftig.

Sie ſtarrte ihn immer noch an: „Nu hör' aber auf!" rief ſie. „Was glaubſt du denn! Machſt du dich über mich luſtig oder was? — Du biſt ſchon den ganzen Tag ſo mit mir geweſen, daß die Tiburtſiuſſen gefragt hat: ‚Was hat er denn wohl nur?'"

„Sophia!" ſagte er, „verſtehſt du mich denn?"

„Nein," antwortete ſie, „gar nicht. Und ich rate dir, verſchlaf deine ſchlechte Laune, glaubſt du, ich will mich hier von dir anraunzen laſſen, wie neulich? Ich geh' jetzt hinein."

„Bleib!" rief er. „Verſtehſt du denn nicht, um was es ſich handelt?"

„Nein! Will auch gar nicht!"

„Herr Gott! Wie ſoll ich dir's ſagen?"

„Was willſt du denn nur?" erwiderte ſie ratlos und weinerlich.

„Gib mich frei, Sophia!"

Da war es ihr, als könnte möglicherweiſe doch etwas

dahinterſtecken. Da drang es wie ein unartikulierter Schrei von den Lippen des Mädchens. Ihre Finger krampften ſich an den Tiſchrand und ſie ſtarrte ihn wieder an — ganz ſtumm.

„Sophia," ſagte er, „ich glaubte dich zu lieben, aber . . ."

„Nun, was gefällt dir nun nicht mehr an mir?" kam es gepreßt heraus.

„Davon iſt keine Rede, von Gefallen und Nichtgefallen." —

Das war der Anfang des Kampfes zwiſchen zwei Menſchen — ſo ungeſchickt und unbeholfen — ſo zitternd und bebend vor Erregung. Auf der einen Seite Unvermögen, ſich auszudrücken, auf der andern ſtarres Verblüfftſein — ein Hören wie im Traum und darauf kein Jammer, kein bitteres Weh. Erbitterung und kräftige Empörung.

„Du willſt mich in der Leute Mäuler bringen," ſagte Söphchen, als ſie ganz gehört und ganz verſtanden hatte — als ſie ſein heißes Flehen um Freiheit ſchon begriffen hatte.

Sie ſtand mit glühendem Kopf, hoch aufgerichtet vor ihm — nicht gedemütigt und nicht gebrochen.

„Wenn wir in Frieden auseinandergehen, Sophia, es mit uns allein abmachen, wer hat das Recht, dreinzureden? Wir ſind freie Menſchen!" unterbrach er ſie.

„Wir gehen aber nicht auseinander." Sie ſah ihn feſt an. „Für was hältſt du mich?"

Er ſchwieg.

Sie kämpften weiter, er mit bleichem, tief erregtem Geſicht, ſie hochrot.

„Du willſt mich mitten in meiner Ausſteuer ſo ſitzen laſſen? — ſo mitten drin zwiſchen den Wäſcheſtücken? — ſo recht zum Hohn für alle? Alles aufgeſtapelt fix und

fertig — die ganze Stadt iſt voll davon — und dann —!“ Und mit erhöhter Stimme: „Weißt du, das iſt ja ſcheußlich von dir. Da hätteſt du dir dazu wen anders ſuchen ſollen. Glaubſt du, wir ſind deine Narren?“

Das ſtürzte ihr nur ſo von den Lippen, und dieſen Worten nach ſtürzten die Thränen.

„Nein,“ ſchluchzte ſie, „alles — alles — aber das nicht! Nie und nimmer!“ ſchrie ſie gepreßt auf. „Nein — nie und nimmer!“

Er hatte ganz recht gehabt: Jede Milbe, jeder Menſchenwurm trägt die ganze Welt in ſich — und wenn er ſich verteidigt, verteidigt er die ganze Welt, die er in ſich trägt. Deshalb die ſchweren, ſchweren Rieſenkämpfe unter den Milben.

Und dennoch hatte Heinrich Oelwein gedacht, der Stolz und die Schamhaftigkeit des jungen Weibes wären größer und überwüchſen alles.

Jetzt ſchluchzte Söphchen herzbrechend: „Nun war alles ſo ſchön — und ſo fix und fertig — und die Leute beneideten uns. — Herr Gott, mit Fingern würden ſie ja auf mich zeigen! Nein, Heinzemann!“ Sie ſtreckte ihm die Hand hin, in die er nicht einſchlug. „Was nun einmal iſt, das iſt. Ich geb' dich nicht frei, wie du ſagſt — ich — kann nich — — un ich will nich. Thu, was du willſt!“

Sie weinte und ſchluchzte wie ein Kind.

Heinrich Oelwein ſaß ſteif und regungslos, die Arme auf den Tiſch gelegt, da — und fühlte ſich in der Hölle.

Da kam der Großvater angeſchlichen.

„Verliebte Leutchen — verliebte Leutchen!“ rief er von weitem.

„Der Großvater!“ ſchluchzte Söphchen auf. „Das könnte ſein Tod ſein!“

Sie hauchte auf ihr Schnupftuch und tupfte auf die

Augen und verbarg ihr Geſicht, und als der Großvater in die Laube lugte, ſagte ſie: „Bitte, Großchen, laß uns allein.“

Der Großvater ſagte: „Ohalalla!“

Und ſie kämpften weiter in der Laube — einen der großen Kämpfe, deſſen Reſultat immer iſt, daß das weiche das feſte Herz erkennt und vor ihm zittert.

Sie war eine durch und durch robuſte, naive Blondine, die ſich zu wehren wußte. Und ſie führte alle Aeußerlichkeiten ins Feld, und er kämpfte um den Kern, den kleinen Kern, den die Aeußerlichkeiten erſt zur Frucht machen, den die Aeußerlichkeiten erſt mit Fleiſch und Schale umgeben, den achtloſe Leute gleichgültig wegwerfen, und doch ſteckt darin das einzig wahre Leben. Und er kämpfte erbittert und verachtete ſie im Kampfe. Und dachte kühl mitten in ſeiner Empörung: Möchte doch wiſſen, wie weit ſo ein Weib in ſeiner Gier, den Mann zu halten, es treibt, in ſeiner armſeligen Menſchenfurcht und Dumpfheit. — Zudringlich wie eine Klette! — Ekelhaft!

Trotzdem er im Unrecht war und ſich im Unrecht fühlte, verachtete er ſie.

Entartetes Weib! Das hatte er ſchon einmal empfunden.

„Gut, alſo wir heiraten, mein Schatz!“ ſagte er lachend, als die Dämmerung ſchon tief herabgeſunken war. „Verlaß dich darauf, wir heiraten —!“ Das ſtieß er bleich und zornig heraus. „Zu deinen Füßen hab' ich um meine Freiheit gebeten. Vergiß das nicht! Du! — Alſo einverſtanden, Mamſell?“ ſchrie er, als ſie auf ſeinen Hohn nicht antwortete. Er wußte nicht, was er ſprach. Er war ſinnlos. Seine Augen glühten, ſeine Stimme bebte. Er hätte das blonde Geſchöpf zerreißen können.

Und er hielt ihr die Hand jetzt hin, damit ſie einſchlagen ſollte.

Sie fürchtete ſich aber.

„So, alſo bekomm' ich den Handſchlag nicht?" fragte er höhniſch.

„Ach, Heinzemann!" ſchluchzte ſie bebend.

„Laß dein verfluchtes Heinzemann!" ſagte er hart.

„Söphchen! — Heinz!" rief Frau Schnaaſe durch den Garten. „Zum Abendeſſen, flink! Wir müſſen eilen. Heut abend ſoll noch fertig gepackt werden."

„Alſo, Mamſell," ſagte er und ſtand auf, „packen Sie Ihr heiliges Sakrament in die Wäſchekiſten, denn das iſt's ja doch, was uns zuſammenleimt. Und ſeien Sie meiner Hochachtung verſichert."

„Ach Gott — ach Gott!" ſchluchzte ſie. „Wo iſt nun alles Nette hin!"

„Raſſelos!" knirſchte er zwiſchen den Zähnen.

„Ißt du denn nich mit zu Abend?" fragte ſie zitternd.

„Herr Gott noch einmal! Nein! Gott ſegne deinen Appetit!"

„Ich bin ja nicht hungrig, Heinzem . . .," ſchluchzte ſie erſchreckt; „aber was ſoll ich denn machen, wenn es Abendbrotzeit iſt — alle warten."

„Sö—ö—ö—phchen!" rief Frau Schnaaſe.

Heinrich Delwein ſtürzte davon und überließ es Söphchen, über ihr verweintes Geſicht Auskunft zu geben.

Fünftes Kapitel.

Er rannte nach dem „Elefanten", ließ das Kütſchchen anſpannen und fuhr nach Jena zurück, ganz ſtumpf und gebrochen und betäubt, und kam ſpät abends dort an, fragte bei Lori vor und erfuhr, daß ſie ſchon in eine Studenten-

wohnung vor der Stadt gezogen waren. Er kannte die kleine Behauſung und den Garten. Die Alte hatte gut gewählt.

Und etwas wie Befriedigung erfüllt ihn. Alles, was mit Lori zuſammenhängt, iſt ihm wie Aufatmen.

Und nun zu ihr!

Eine Zuſammengehörigkeit.

Bei ihr iſt alles Heimiſche bei einander.

Mit ihr ſprechen, noch in dieſer Stunde, die einzige Erlöſung.

Und ſo ſtürzt er, wie ein Verdurſtender zur nahen Quelle ſtürzt, durch die dunklen Straßen und unter den hohen Bäumen hin, die an der Saale ſtehen.

Der Mond geht über einer ſcharfen Bergkante auf. Auf den Wieſen, die ſich längs der Saale hinſtrecken, liegen flache Nebelſchichten. Die Weiden ragen daraus hervor.

Er läuft weiter und weiter, immer wie ein Verſchmachtender, der die nahe Quelle weiß und ſchon fühlt.

Sein Blut kocht, ſeine Pulſe ſchlagen.

Jetzt geht er über taunaſſe Wieſen. Das Mondlicht iſt ſilbern darüber ausgegoſſen.

Er geht querfeldein.

Zwei alte Linden — ein Gartenpförtchen!

Da iſt er am Ziel.

Er ſteht ſchwer atmend. Wird ſie ſchlafen? — Wie wird er ſie finden?

Er taſtet nach dem Thürſchloß. Das Pförtchen iſt nur angelehnt.

Er betritt den Garten. Tiefer, dunkler Schatten unter den mächtigen Bäumen.

Er ſteht ſtill. Das Herz ſchlägt ihm wie ein Hammer.

Heftiges, neues leidenſchaftliches Empfinden!

Er iſt da, wo ein Stück Welt ihm gehört.

Er betritt ſein heiliges Eigentum. — Alles andre fremd — kalt — feindlich.

Jedes Geſicht, an das er denkt, grauſt ihn.

Sie wollen nicht, wie er will — und er nicht, wie ſie wollen.

Das iſt das Tödliche, das Vernichtende.

Hier, wo er jetzt eingetreten iſt — da will er ſein. Hier iſt der große Friede.

Hier läßt ſich's atmen — tief aus voller Bruſt — unbeengt.

Hier hat er ſich ſelbſt wiedergefunden.

Fremd und ſchimmernd im Mondlicht liegt ſein Eigentum, in das er ſich geflüchtet hat, vor ihm.

Er betrat es noch nie.

Ein wundervoller Duft, der ganze Garten ſteht in Blüte. Man ſieht nichts deutlich, aber man empfindet alles. Stark duftende Blumen, wie Reſeda und die zarten Verbenen, ſpürt man am vollſten heraus.

Und den geraden Weg entlang, der von der Pforte dem Hauſe zuführt, leuchten hochaufgeſchoſſene weiße Lilien im Mondlicht unter den andern, dunklen Blumen und den kugeligen Geſtalten der Beerenſträucher hervor. Lauch und Zwiebeln ſpürt man deutlich. Fruchtbäume ſilbern vom Mondlicht übergoſſen.

Ein Garten, wie er ſein ſoll, ein echter, wonnevoller Garten.

Er tritt aus dem tiefen Schatten und geht behutſam vorwärts.

Da liegt das kleine Haus zwiſchen Bäumen.

Im Erdgeſchoß ein erleuchtetes Fenſter.

Er ſteht ſtill — und lauſcht, und ſeine Blicke hängen an dem hellen Fenſter.

Da, faſt neben ihm — ein leichtes Bewegen, ein Raſcheln — ein Schritt.

Und er hält einen zarten, bebenden Körper in den Armen.

„Hier biſt du!“ jauchzt er mit verhaltener Stimme auf.

„Gewartet,“ ſagt ſie leiſe und hängt ſich an ihn und drängt ſich an ihn.

Sie halten ſich feſt umfangen und ſind im Augenblick in dem großen Meer verſunken, das über jedes Geſchöpf einmal hinflutet und ihm die ganze Welt verbirgt, es von ihr ausſcheidet und mit Einſamkeit umgibt.

Sie nimmt ihn bei der Hand und zieht ihn mit ſich, läßt ſich wie ſelig matt auf einer Gartenbank nieder, die unter einem alten blühenden Jasminſtrauch ſteht.

„Hier hab' ich auf dich gewartet,“ ſagt ſie warm.

Er zieht ſie zu ſich heran.

Das helle Mondlicht fiel voll auf ihr Geſicht.

Jetzt iſt es, wie er gewollt: das kühle, lebenabgewandte Geſicht leuchtend in Liebe. Das tapfere Geſchöpf iſt ganz überwältigt von Glückſeligkeit.

Er ſtarrt ſie an, verſenkt ſich ganz in ihren Anblick. Die durchſichtigen, leidensvollen Züge erſcheinen ihm wie geiſterhaft.

Das Glück, die Erdenwonne ſteht ihr unbeſchreiblich.

Sie hat etwas ſo unſäglich Rührendes, Herzbewegendes.

Wie er ſie ſo in den Armen hält, iſt ſie ganz ſein — nichts Fremdes, auch nicht ein Hauch, der fremd iſt.

„Lori!“ flüſtert er glühend, leiſe. „Lori!“

Und das befriedigt ihn.

Da ſchmiegt ſie ſich ihm an wie ein abgeſchiedener Geiſt, der gierig Leben trinken will.

Ihre Liebkoſungen haben etwas Banges, heftig Zartes.

Er iſt hingeriſſen und überflutet ſie mit tollen Küſſen

und vergißt im Rauſch der hilfloſen Zartheit des ſüßen Körpers und vergißt, wie loſe das Leben an ihr hängt.

Er vergißt alles: daß ſie ſeiner Sorge empfohlen iſt, daß er es iſt, der ihr das Leben vielleicht halten kann durch Ueberwachung und ſorgſame Behutſamkeit.

Und hält den Augenblick — und raſt.

Die Welt verſinkt.

Das Sich-eins-miteinander-fühlen, das iſt das Unwiderſtehliche; ſo unwiderſtehlich wie das Eingehen in das ewige Ganze in der Todesſtunde — ganz ſo unwiderſtehlich.

Sie flüſtern leiſe wie im tiefen Traume miteinander.

Sie iſt jetzt ganz verſtummt, zitternd, aufgelöſt. Und immer noch wie ein abgeſchiedener Geiſt, der gierig irdiſches Leben in ſich trinkt.

„Wie iſt dir's gegangen?“ fragt er endlich.

„Ich weiß nicht — weiß nicht,“ ſagt ſie verwirrt. „Ach du —!“ und ſie ſinkt wieder an ſeine Bruſt.

„Dir war's nicht gut?“ fragt er beſorgt.

„Nein,“ ſagt ſie, aber lächelt glückſtrahlend dabei.

„Nicht gut?“ ſagt er haſtig.

„Und dir?“

„Nicht gut.“

„Armer Kerl. — Erzähl mir alles!“

Er fühlt ihr Herz an dem ſeinen ſchlagen, die ſchweren, zitternden, unbezähmbaren Schläge, die den ganzen Körper durchdröhnen — und er empfindet die Schläge wie in ſeinem eigenen Körper.

„Fühlſt du dich kränker?“ fragt er entſetzt.

„Nein! — nein! — nein! — nein!“ ſchreit ſie bedrängt auf.

Und wie ein ſchlanker Fiſch, mit einem Zuck ſchnickt ſie ihm aus den Armen und fällt über ihn her — und

preßt ihn wieder an ſich und küßt ihn mit einer Raſerei, jubelnd, hingeriſſen — und verzweifelt.

„Ich war den Tag ſo in Todesängſten," ſagt ſie atemlos. „Wenn ich dich nun doch nicht wiedergeſehen hätte! — du! du!" Sie ſtreckt den zierlichen Kopf vor und beißt die Zähne aufeinander. „Solang du leben wirſt, ſo wird ſich doch kein Menſch wieder nach dir ſehnen, wie ich mich heut nach dir!"

Jetzt bricht bei ihr ein glühender Thränenſtrom hervor.

Und: „Um Gottes willen, Lori!" ruft er entſetzt. „Lori!"

„Ich bin aus der Stube geſchlichen. Die Mutter ſchläft. Ich mußte und mußte auf dich warten!" Das alles unter tief erregten Thränen. „Ach, du Menſch!"

Und zwiſchen Küſſen und verzehrenden Liebkoſungen, da fragten ſie einander und antworteten einander.

Da kam die ganze Geſchichte zu Tage, ſeine Ratloſigkeit, ſeine Unfreiheit.

„Reiß aus," flüſtert ſie heftig. „Reiß doch aus! Herr Gott, du wirſt dich doch nicht fangen laſſen? Laß ſie nur alle über dich herfallen — das iſt doch beſſer — als . . ."

Sie ſpricht wie im Fieber. Sie brennt. Seele und Körper ſind in ſchwerem Aufruhr.

Plötzlich breitet ſie beide Arme aus.

„Siehſt du, ich wenigſtens halt' dich nicht an einem Faden. — Lauf nur! Glaub mir, wenn du gehen willſt, gehſt du eben, ganz einfach. — Dich halten!"

Und ſie wirft ſich wieder an ſeine Bruſt, zitternd und bebend.

Ihr Körper zuckt. Er empfindet etwas in ihr, was ihn entſetzt!

„Lori, was iſt dir?" ruft er.

Ein Stöhnen.

Ihre Hände klammern ſich an ſeinen Arm in unſinniger Bangigkeit.

„Du! du!“ kommt es wie in Liebesglut und Schreck von ihren Lippen.

Er nimmt ſie ganz in ſeine Arme. Ihr kluger kleiner Kopf ſinkt ihm auf die Schulter.

Leiſes Wimmern, Stöhnen, Sichaufbäumen in Qual.

Eiſige Hände.

Kalte Lippen. Und die Lippen fühlt er an ſeinem Hals, und die Lippen küſſen unſicher, heftig, und preſſen ſich an ihn.

Sie kann nicht ſprechen; aber in dem ſchweren Herzkrampf, der ſie überfallen, iſt jede Bewegung, deren ſie Herr wird, eine bange, bange Liebkoſung, die ihm die Seele zerreißt.

Er hält ſie betäubt vor Schreck.

Die kalten, ſteifen Finger ſuchen immer wieder zu ſtreicheln. Sie iſt trotz aller Qual ganz und gar in Liebe verſunken, ganz für ihn nur da. Jeder Blick iſt Liebe und Sorge für ihn.

Ein paarmal macht ſie eine ſchreckvoll abwehrende Bewegung und ſchaut ihn dabei, ach wie! an.

Sie hat Todesangſt um ihn. Er ſoll ſich wehren, das nicht über ſich ergehen laſſen, was er nicht will.

„Reiß aus!“ ringt es ſich ihr ſchwer von den ſtarren Lippen.

Und er fühlt jeden Zuck, jeden Krampf. Und immer haben die jammervollen Bewegungen etwas Koſendes, Seelenzerreißendes.

Ein gräßlicher Traum, der ſich auf ihn gewälzt hat, der auf ihn drückt, der ihm Vernunft und Atem raubt. Unter ſeinen wirren, verzweifelten Liebkoſungen kämpft ſie. Und er empfindet mit einem Jammer ſondergleichen ihre Tapferkeit.

Digitized by Google

Sie hält die bitteren Todesſtöße, die ſie treffen, aus, ohne ſich gehen zu laſſen.

Er ſoll's nicht fühlen, er ſoll's nicht wiſſen.

Ein ſtarres, wehes Lächeln iſt dem Geſicht eingeprägt und deckt für ihn die Qual.

Wie ihn das mondbeſchienene geiſterhafte Lächeln durchſchüttert!

Er kann ihr nicht helfen, er kann nichts thun.

Er wagt es nicht, ſie aus den Armen zu laſſen.

So ſitzt er und nimmt alles ganz in ſich auf.

Wie ein gewaltiger, ihn erſtickender Strom fährt es über ihn hin.

Er preßt ſie vorſichtig an ſich.

„Ich bin bei dir, Lori. — Ich bin bei dir," ſagt er bebend.

Große, ſtarre Augen richten ſich auf ihn, ein Zucken in dem ſchwer veränderten Geſicht.

Das ſo unendlich mühſelige Lächeln ſoll wieder darauf erſcheinen; ſtatt deſſen eine Verzerrung, ein unſäglicher Schreckensausdruck — Bewußtloſigkeit.

Ein Strecken — eine Schwere des Körpers. Da war es, das Gräßliche, mit einem Schlag. Er kannte es; er fühlte es; er wußte es! Da hatte er verloren, was ſo ganz und gar ſein war.

Das war ja, was er gewünſcht hatte!

Ein Liebchen vom Sturm dahergetrieben, ohne Vettern und Baſen, Viſiten und Gott weiß was. Verſchwunden wie gekommen. Ja, Liebe, eben nur Liebe! Wahnſinn ohne Pflichtgefühl, ohne Lohn, ohne Dank. — Liebe unvermiſcht!

Da hatte er's gehabt!

So aber ſieht das Leben aus.

Elende Faſelei, unſre Wünſche.

Erſtarrt. — Gelähmt.

Er konnte ſie nicht mehr in den Armen halten, ſie verſagten ihm. Er ſtand mit ihr auf und legte ſie in das tauige Gras nieder. — Es war ſo ein ſchwaches graues Licht — und der Jasminſtrauch duftete in des Menſchen ſtummen Jammer hinein, ſo zudringlich — geheimnisvoll — ſo lebensfreudig — ſo ſommerlich — ſo verheißend — ſo, als wenn noch etwas außer dieſem Jammer auf Erden wäre.

Das riß ihm am Hirn, das erſchütterte ſein ganzes Weſen.

Empörung. — —

Er kauerte bei ihr.

Kein Laut.

Er kauerte und ſtarrte.

Da kam die ſonderbare Idee, daß er ſie gemordet habe.

Sie kam ſo, als wenn ſie gar nicht gekommen wäre, ſie berührte ihn nicht.

Mit einemmal aber berührte ſie ihn, doch ſo, als wenn ſie an einem fühlloſen Körper herumgetappt hätte und mit einemmal den Fleck gefunden hätte, wo der Körper noch lebt.

Und da empfand er, daß er gemordet hatte.

Er — ſie.

Daß er ſchuld ſei.

Schuld?

Das klang ihm dennoch tot und bedeutungslos.

Er fühlte nichts und gar nichts als den Verluſt und fühlte ihn in ſeiner ganzen verzweiflungsvollen Wahrheit.

Da war nichts — gar nichts mehr — eine große ſchwarze Oede — eine grauenerregende Oede.

Und in die ſtarrte er.

Tot! — Dies leere, unermeßlich leere Wort.

Sie hatte mutig dieſen Tod erkannt, war vergangen

— vergangen — rätſelhaft vergangen — und hatte die Kraft gehabt, mitten im Todeskampf Liebeswonne zu koſten. Sie hatte bis zuletzt von dem Trank getrunken. Ja — das hatte ſie gethan, ſonderbar ſchrecklich — das hatte ſie gethan.

Sie hatte leben wollen. Wie ſtark das Lebenwollen, das Genießenwollen in ihr war, hatte er begriffen. — Und wie groß das Ueber-dem-Leben-ſtehen.

Das empfand er alles.

Er empfand ihre Küſſe noch. Er ſah ſie mit dem vorgeſtreckten Hälschen, die Zähne aufeinandergebiſſen — wie ſterbend im Uebergefühl — im Rauſche ſtehen. Er ſah, wie die feinen Naſenflügel bebten, wie die Augen ſeinen Anblick einſogen, wie alles an ihr von ſüßer, tiefinnerlicher Leidenſchaft zeugte — vom Lebenwollen.

Und mitten in dieſer übervollen Stunde den Tod und ſeine Schläge und Stöße gefaßt ertragen, ohne jedes Sich-gehen-laſſen!

Eine Heldenſeele.

Das hätte einen Kameraden fürs Leben abgegeben.

So alles in einem. Geliebte — und ſo fein — fein — ſo liebenswürdig, ſo begreifend wie ein unſäglich wohlgeſtimmtes Inſtrument — und Freund — Heimat! Alles in einem — ein Wunder!

Wie er ſie verſtanden hatte — jede Regung, jeden ſtummen Blick.

Ja, es war das Heimiſche für ihn in ihr, das er nie gefunden, nach dem er verlangend auf Erden geſucht hatte.

Die dumme Geſchichte mit dem weißen Blatt, das war es ja nicht, was er gewollt.

Mißverſtändnis! — Unklar gedacht. — Sich ſelbſt übertölpelt.

Er hatte Lori gemeint, nie etwas andres, das Hei-

miſche in der Liebe, das Heimiſche im Weibe, das Nahegerücktſein.

Sie war ihm keinen Augenblick fremd geweſen.

Jetzt! Fremd. — Grauenhaft — eins mit der toten Erde, auf der ſie ſo geſtreckt, ſo leer, ſo dumm lag.

Er ſtarrte. — Seine Gedanken waren hilflos — kindiſch — ratlos, ganz zerdrückt — ein Lallen. Und nur der Schmerz — dieſer unſinnige Schmerz, der alles verödet, der das Hirn ausbrennt.

Er war ganz in dieſen Schmerz verwandelt. Ein Ekel vor der Welt, der leeren Welt, dem leeren Ich, ein Aufbäumen — und immer dasſelbe Starren.

Jetzt kommt ſchwerfällig Bewegung in ihn, und bewußtlos, als wäre er eine Maſchine, nimmt er die ſchlaffe Geſtalt auf und trägt ſie den Weg entlang dem Hauſe zu.

Er thut es, weil er etwas thun muß. Tritt mit ihr ins Haus ein, öffnet die Thür des Zimmers, in dem das Licht noch immer brennt. Alles in tiefer Stumpfheit.

Da fährt, durch das Geräuſch geweckt, die Näherin aus ihrem Bette auf und ſpringt ſchlaftrunken im groben Hemd und im blauen Nachtkamiſol auf die Füße — ſo eine ärmliche, vom Leben ausgemergelte Geſtalt.

Da ſteht ſie und ſtreckt die Arme vor und ſchreit ſchrill auf, als wäre er ein Mörder und Räuber und wollte ihr ans Leben.

Und er legt Lori ſtumm aufs Bett.

Die Näherin ſtürzt über ſie her und ſchreit — und ſchreit — und ſchreit.

Dann kommen Laute, Worte, wie ein giftiger Regen.

Die ganze Stube iſt erfüllt von dieſem Regen.

Der ſinkt auf die Tote nieder und übergießt den Lebenden. Es iſt der Niederſchlag eines gedrückten, beraubten, friedloſen, armſeligen Lebens — ſo giftig und ſcharf und

beißend; troſtlos, um der Welt, die ſolche Niederſchläge erzeugt, den Rücken zu kehren.

Und er kehrt den Rücken, faßt die Thürſchnalle und will gehen.

Nur fort — fort.

Der Regen drang ihm ſcharf und ſpitz und freſſend bis in die innerſte Seele. Er fühlte nichts als die große Oede in ſich — in der Welt — und alles erfüllt von giftigem Regen.

Sie ſchrie ihm nach: Verwünſchungen, Haß. Er hörte den Namen Schnaaſe — und Schnaaſe — und Gratulationen zur Hochzeit — und höhniſches Gelächter — und ſchrillen Jammer. — Es war ihm, als klammerte ſich eine dünnknochige Fauſt wütend an ihn — als ſchüttelte er ſie ab; — das war ihm alles ſo, Wirklichkeit war nur die große Oede in ihm und um ihn.

* * *

Grauer früheſter Morgen. Nebel, die von der Saale aufſteigen. Alles ungeheuer fahl und leblos; vor — Sonnenaufgang. Da geht einer durch die ausgeſtorbenen Straßen, ſchleppend, haltlos im Schritt, der die grenzenloſe Gleichgültigkeit ausdrückt, den nicht die leiſeſte Hoffnung ſpannt. — So ein toter, ſchlapper Schritt.

Dazu die urweltliche Morgendämmerſtimmung, die keines Menſchen Freund iſt, die in ihrer ungeheuren Leere und Nüchternheit uns gewiſſermaßen auffaugt, zu nichts werden läßt.

Dieſe rätſelhafte Stunde. Dieſe lähmende Stunde.

Er geht im Banne ſeines Unglücks und dieſer Stunde, — bleibt wie im Rauſch vor einer Hausthür ſtehen, ſucht in der Taſche, findet den Schlüſſel, ſchließt auf und ſchließt die Thür hinter ſich.

Und es währt nicht lange, da kommt er bleich und verſtört zurück. Er war da oben im neuen Neſt geweſen, das ſeine Mutter ihm geſchäftig zubereitet hat.

Er war durch himmelblaue, friſchgetünchte Zimmer gegangen. Blütenweiße Vorhänge, von der Mutter Hand gefältelt, Geruch nach neuen Möbeln und Lack, alles ſauber, heiter, faſt vollendet. Er mußte durch alle Zimmer hindurchgehen. Die Hoffnungsfreudigkeit der alten Frau ſprach aus jedem unſcheinbaren Ding zu ihm.

Da oben war eine Unmöglichkeit zu atmen. Jeder Gedanke peinigte ihn — alles Unmöglichkeiten — Unmöglichkeiten, lächerliche Unmöglichkeiten, mit denen nicht zu rechnen war. Und alles, was er mit den Gedanken berührte, fiel ſchwer und lähmend auf ihn, ſo lähmend, ſo ſchwer, daß das Handeln wie von ſelbſt aufhörte.

Ein Fach ſeines Schreibtiſches hatte er aufgeſchloſſen und ihm etwas entnommen.

* * *

So, und jetzt geht er wieder ſeines Wegs — zielbewußter — feſter.

Er geht zurück, von woher er gekommen.

Die beiden Linden vor dem Gartenpförtchen rauſchen im Morgenwind. Die Vögel zwitſchern im erſten Erwachen. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen.

* * *

Die Näherin hat das Licht im Zimmer nicht gelöſcht. Es leuchtet durchs Fenſter in den grauen Morgen hinein wie ein roter Funke.

Und dieſer rote Funke iſt's, der ſeinen Blick gefangen hält.

Der rote Funke bezeichnet ihm, wo ſeine Welt erloſchen iſt.

Sie iſt erloſchen. Die Oede weicht nicht. Es iſt wie Wahnſinn, der ihn gepackt hat!

Dieſe Oede! —

Wie iſt es denn möglich, ſo mit einemmal?

Er war doch ein Menſch, dem es immer wohl ergangen iſt? Es war ihm alles geglückt, was man ſo geglückt nennt. So mit einem Schlag iſt das alles ausgelöſcht.

Was hat er denn für eine unglückſelige Veranlagung? Andern ſtarben ja auch die hinweg, die ſie liebten. Nun, ſie fanden ſich damit ab.

Sie mußten ſich abfinden. Sie wurden geſtützt, getragen von allerlei Gewohnheiten, Plänen, Freunden — und kamen darüber hinweg.

Und er ſuchte nach Plänen, Gewohnheiten, Freunden, da war aber alles tot und leer und weggewiſcht.

Und Schnaaſes? Sollte er ſich etwa jetzt zu denen geſellen? Er gehörte ja ihnen. Er dachte an die klägliche Scene mit Sophie — an ſeinen Hohn, den ſie eingeſteckt, an das Dumpfe, Haustiermäßige ihres Weſens — das Entartete.

Es war ihm alles ſo widerlich — ſo unausſprechlich, undenkbar widerlich.

Seine Finger ſpielten in der Taſche mit der Piſtole, die er ſich geholt hatte.

Sie befühlten ſie.

Dabei ging er im ſtillen Garten auf und nieder.

Er dachte nicht ernſtlich daran, ſich das Leben zu nehmen, er hatte nur nach ſo einer Art Halt verlangt.

Und alles war ihm unerträglich.

Die Vögel begannen freudiger zu ſingen; der Jasmin duftete ſo unverſchämt lebensvoll, ſommerlich.

An was er auch dachte, das verlangte einen ganzen, ungebrochenen Menſchen zum Kampf und zum Genuß.

So ein Schleicher zu werden, der ſein Elend in ſich hineinfrißt, der heute, dieſen ſelben Morgen, daheim bei den Eltern pünktlich zum Frühſtück erſcheint, der auf die beſorgten Fragen über ſein Ausſehen eine nichtsſagende Ausrede bereit hat, der ſich bei Schnaaſes auch brav und pünktlich einſtellt und ihnen die blonde Gans wegheiratet, mit ihr Kinder hat, Profeſſor wird und Geheimer Hofrat.

Nein, dazu hat er kein Talent, das will er nicht.

Wozu ſolche Widerſinnigkeit? Was thut er Gutes damit und wem? — Doch nur, um im alten Geleiſe zu bleiben.

Und was gab es weiter? Zu was hatte er im Augenblick Kraft?

Es war ihm alles zum Erbrechen ekelhaft.

Sein Schickſal mußte ſich heute entſcheiden, heute, gewiſſermaßen beim Frühſtück.

Da hörte er Loris friſches, lebendiges: „Reiß doch aus!" Da hörte er das todesbange, mühſelige Wort: „Reiß aus!"

„Ja, wohin, liebſter Schatz?" ſagte er laut. Es lag die ganze Lebensgleichgültigkeit über ihm.

Vielleicht zu dir, Lieber?

Und vor ſeiner Seele ſtand ſein Freund.

Du gehſt deinen ruhigen, feſten Schritt, was ſollſt du eigentlich mit mir? Ja, wenn ich mit dir gehen könnte? Du biſt dir ſelbſt genug — und man ſoll dich auch nicht ſtören. Ob dir es einigermaßen gelingen wird — das, was du willſt?

Seine Finger befühlten die Piſtole. Sie war ſo glatt und feſt.

Es war des Freundes Waffe, eine gute Waffe.

So ein Menſch! So ein glücklicher Menſch! Wie der ſein Leben hoch anſchlägt!

Er dachte daran, wie ſein Freund dieſe Piſtole mit einer vortrefflichen engliſchen vertauſcht hatte, weil ihm der glatte, feſte Burſche nicht ſicher genug ſchien. Und er wollte ſein Leben mit den beſten Mitteln verteidigen. Er war immer beſorgt um ſich. Er hielt etwas von ſeinem Daſein. Er wollte nicht über die Welt gehen, ohne in die Räder eingegriffen zu haben. Er wollte eine Spur hinterlaſſen, eine große, ſtarke Spur.

Mag's dir gelingen. Schütz dich nur vor den groben Lebenspüffen, die bis ins Mark gehen.

Schütz dich mit allen Mitteln — und ſei klug und laß dich nicht packen, laß dir das Hirn nicht anfreſſen von nichtigen Dingen.

Dann — dann — dann vielleicht gelingt dir's.

Stell dich über das Leben wie meine kleine Kluge — und ſchieß nieder, was dich hineinziehen will ins Elend. Glück auf, du Prachtkerl!

* * *

Da hatten ſeine Finger ſonderbar geſpielt.

Ein Schlag. — Eine innerliche Glut — Pulverdampf.

Das alles fühlte er ganz verblüfft, dann ſah und empfand er ſich ſtürzen. Alſo doch — dachte er.

Im Stürzen ſah er (alles im Nu): ein rundes Beet mit Sommerblumen, Flox, Reſeda, Wicken. Das große Rote — Wuchtige? — Ein Buſch voller Pfingſtroſen. — — Und da — — da ſtürzte er auf etwas Hartes — — das war der grüne Gartenſtuhl. — Da ſtürzten ſie miteinander um, in die naſſen, tauigen, ſtark duftenden Blumen hinein.

Da hatte er alſo wirklich recht, der Alte.

Da hatte es alſo ſeine Richtigkeit. — — — Richtigkeit — Rich — tig — keit. Das Wort dröhnte krankhaft nach.

Noch ein ſtarker Blumenduft — — — etwas Unbeſchreibliches — Weichliches — Herankriechendes — — — und das Fallen — das Fallen — das Fallen in die ewige Dunkelheit.

Einer hatte ſich wieder davongemacht — dumpf, wie im Traume verloren — — ſo dumpf wie er gelebt — ſo dumpf, wie alle leben, Tier und Menſch.

Daß ſie gelebt haben, werden ſie erſt inne, wenn das einzig Entſcheidende geſchieht, bei dem großen, einzigen Kontraſt, bei dem Herankriechen des Nichts, das das Etwas auflöſt und unheimlich, weichlich, übermächtig verdrängt.

* * *

Was nun noch von Schnaaſes? Das Entſetzliche wirkte auf Schnaaſes verblüffend, wie das Entſetzen, das die Herde befällt, wenn der Wolf eingebrochen iſt und ſich ein Stück gelangt hat. Dasſelbe große Entſetzen, das bei der normalen Herde ſo lang währt, bis die Blutwellen, die der Schickſalsſturm aufgeregt hat, ſich beruhigt haben.

Sowie ſie die Sache ſich überlegen, verfallen ſie in den gewohnten Trott: es muß ſo ſein. — Gott hat's geſchickt. — Gott gibt jedem zu tragen, was er tragen kann. — Es hat in Gottes Ratſchluß gelegen. — Darf Söphchen um ihn Trauerkleider tragen oder nicht? Darüber wurde heimlich und wichtig unterhandelt, darüber wurden die Intimſten zu Rate gezogen, darüber kamen ſie zu Schlüſſen und verwarfen Schlüſſe.

Das Außerordentliche wurde ſomit von Schnaaſes als etwas einfach Thatſächliches anerkannt und behandelt.

Das war beruhigend.

Die Bemühungen des hohen Beamten, das Begräbnis betreffend, demſelben die einem Chriſtenmenſchen gebührenden Ehren zu verſchaffen, das Grübeln von Tante

Heimlich und der guten Schnaaſe über den ſonderbaren, nicht ganz unbedenklichen Zuſammenhang der Geſchichte, das Vertuſchen vor Söphchen, die Schreibereien und Geſchichten, um zu erreichen, daß die beiden Begräbniſſe möglichſt auseinander gehalten würden; das Drehen und Wenden der ganzen Sache, um ſie den Freunden und Bekannten genießbar vorzuſetzen, gab unendlich zu thun, zu bedenken, zu laufen und zu ſchreiben.

Und der Vater, der gute Vater, daß der alles voraus gewußt hatte — ſo etwas! —

Das hätten ſie gar zu gern gleich mitteilen mögen, das war ſo eigen; ſo als hätte der liebe Gott Schnaaſes doch noch extra berückſichtigen wollen, als hätte er es nicht übers Herz gebracht, ſo ohne weiteres einzugreifen. Sie ſahen dies als eine ganz beſondere Auszeichnung an.

* * *

Dann kam die alterierende Nachricht, daß es trotz aller Bemühungen, trotz allen bereitwilligſten Entgegenkommens nicht möglich war, dem Entſchlafenen das Begräbnis des Selbſtmörders ganz zu erſparen.

Aber es war alles ſo in Höflichkeit und Zuvorkommenheit eingehüllt, daß es wirklich kaum verletzend wirkte!

Und dieſe Teilnahme! Eine wahre Ueberſchwemmung von Teilnahme. „Bei ſo einer Gelegenheit fühlt man doch, daß man was iſt," ſagte Frau Schnaaſe bewegt.

* * *

Und das Begräbnis des Selbſtmörders ging dann vor ſich — ohne Glockengeläut und ohne Geiſtlichen.

Die Schmach aber war bedeckt von überreichen Blumenſpenden und einer großen Menſchenmaſſe. Das Schnaaſeſche Unglück hatte alles auf die Beine gebracht.

Das Schnaaſeſche Unglück nahm ſich ſtattlich aus.

Und dazu geſchah noch etwas, etwas, das ihnen deutlicher als alles andre ſagte, daß ſie wirklich etwas waren.

Das Glockengeläut hatten ſie mit Geſetzesſtrenge dem Selbſtmörder verwehrt — als aber der Leichenzug in den Kirchhof einbog, da ſchlug die Turmuhr fünf Uhr nachmittags.

Sie ſchlug fünfmal — nein, ſechsmal — nein, ſiebenmal.

Was war denn das?

Man horchte.

Sie ſchlug achtmal — neunmal — und weiter. Sie ſchlug ohne aufzuhören an die hundert Mal.

Es war an der alten Uhr etwas geſchehen.

Die Menſchenmaſſe horchte.

„Der läutet ſich ſelbſt ins Grab," ſagte ein Menſch.

Und das pflanzte ſich fort und fort.

Auch Schnaaſes hatten ſtaunend das Schlagen der Uhr gehört.

„Da läutet er ſich wirklich ſelbſt ins Grab," ſagte auch der Großvater gerührt.

Und nun war die Sache mit einemmal in Ordnung gebracht wie von höchſter Hand.

Schnaaſes durchſchauerte ihre eigene Vortrefflichkeit.

Die alte, tollwütig gewordene Uhr hatte ihnen einen großen Gefallen gethan.

Da hatten ſie jetzt etwas Erbauliches, was ihnen bei dieſer Geſchichte durchaus gefehlt hatte — etwas, womit ſie ſpielen konnten — was ſie über den Ernſt der Sache wegbrachte.

Und ſie teilten dieſen Hang nach „Erbaulichem" mit der ganzen armen, gedrückten Menſchheit, mit dieſer armen, verſpielten Menſchheit, die, wenn ſie nicht von Grund aus

verſpielt wäre, am gräßlichen Ernſt des Daſeins längſt zu Grunde gegangen ſein würde.

Sie hat aber gottlob immer etwas gefunden, gerade wie Schnaaſes, was ſie erbaulich getröſtet und unterhalten hat.

Seht euch nur gefälligſt alles an, was ihr eure geſegnete Kultur nennt, euer Wichtigthun, euer Philoſophieren, was ihr eure Sitten und Gebräuche und ſo weiter nennt.

Seht es euch einmal an in einem lichten Augenblick — aber ja nur in einem lichten Augenblick.

* * *

Uebrigens iſt Schnaaſes die ganze Geſchichte wohl bekommen.

Wenigſtens kann ich verſichern, daß Söphchens „leinenes Sakrament", wie Heinrich Oelwein ſagte, nicht in den Kiſten verblieben iſt, ſondern ſeinen Zweck erfüllt hat.

Söphchen iſt Urgroßmutter aller jetzigen Schnaaſes — und es iſt alles voll von Schnaaſes.

Des Bäckerlehrlings Johannisnacht.

Digitized by Google

An einem Juninachmittag, der das ganze Saalethal und die heiteren, absonderlich geformten Jenenser Berge strahlen und leuchten ließ, arbeitete der Meister, seine zwei Söhne und zwei Gesellen mit entblößtem Oberkörper in der dämmerigen, großen, niederen Backstube, mitten in Mehl und Mehlgeruch.

In den weiten Mulden gärt Brotteig und strömt säuerlichen Dunst aus, der sich mit dem Schweißgeruch der derben Burschen mischt. Aus dem dunkeln, verbauten Erdgeschoß, in dem die Backstube liegt, steigt Tag und Nacht ein warmer, mehliger Duft auf, zieht durch das uralte Haus, durch das schluchtartige Höfchen bis hinauf zum sonnigen Dach, ein echter, rechter Duft nach hausbackenem Brot, nach kräftigen Leckerbissen, nach echtem Mehl und echtem Zucker und guter Butter, nach kernigem Buchen- und Tannenholz, ein Geruch von Redlichkeit und Wohlbekömmlichkeit, kein solcher Uebelkeit erregender, klebriger, süßlicher, chemischer Geruch, wie er in den heutigen Bäcker- und Konditorenhäuser einem jeden, der ihn spürt, den Appetit benimmt. Der Meister war dabei, ein paar Torten mit schnäbelnden Tauben und Rosenguirlanden zu verzieren, die der Rosenwirt in Jena zum heutigen Ball bei ihm bestellt hatte. Ein Geselle stieß Mandeln zur Mandelmilch, die Söhne waren mit Riesenkuchenblechen beschäftigt, und aus dem Nebenraum glühte, wenn von Zeit zu Zeit der frisch

geheizte Backofen geöffnet wurde, ein feuriger Höllenrachen und strömte seine Glut bis in die Backstube, so daß Meister und Burschen nur so troffen.

Es war in der That ein heißer Juninachmittag. Von all der Herrlichkeit draußen aber ahnte man in diesem wie in Fels gehauenen Raume nichts.

Von der Backstube aus führt eine steinerne Wendeltreppe hinab in den Keller, und in der Nähe dieser Treppe ist ein kühler Modergeruch zu spüren, wie er aus uralten Kellern aufsteigt. Dieser weiche, fließende Moderduft und alte Erdgeruch mischt sich mit dem Dunst der Mehlwolken, des Sauerteigs, des Schweißes, der Backofenglut und gehört zum Ganzen.

Unten im Keller, in stockfinsterer Nacht, gärt des Meisters Hausmuff, sein Hausbier, das der Lehrbub aus dem Faß in die Steinkrüge zu füllen hat.

Den Keller aber hatte noch jeder Lehrbub auf dem Strich gehabt, den Keller, das „verflucht'ge Loch", denn im Keller war es nicht geheuer, da befand sich mitten in der schwärzesten Dunkelheit, oben im Gewölb, ein riesiger Schornstein, der kerzengerade durch alle Etagen hindurchführte, bis er hinauswuchs auf das schwarze, zerbröckelte Schieferdach des hohen, greisenhaften Hauses. Keine Feuerstätte mündete in ihn ein.

Wozu er da war, wußte kein Mensch; aber wenn man mitten unter dem weiten Kamin stand, war ein wirkliches und wahrhaftiges Wunder zu sehen: am hellichten Tage leuchteten durch diesen schwarzen Schlund die Sterne vom Himmel herab.

Die Lehrbuben hatten, wie gesagt, in diesem Keller nicht gern zu schaffen, und des Meisters Hausmuff war daher eine minder angreifbare Ware, als sie es unter gewöhnlichen Umständen gewesen wäre.

Digitized by Google

Während Meiſter und Geſellen in der dumpfen Backſtube ihre Arbeit thaten, öffnete ſich die Thür, und ein grobknochiger Junge von ſechzehn Jahren, deſſen Haupt ein dichter, ſtarrer Haarſchopf zierte, ſchob ſich herein, wie durch den Thürſpalt geſchoſſen.

„Bin ſo frei," ſagte er.

Das mußte er ſagen, das verlangte der Meiſter ſo, denn der Junge war der Lehrbub und ſollte auch Lebensart lernen.

„Nu," ſagte der Meiſter, „no ſag merſch lieber gar nich, was de angeſtellt haſt."

„Nä," ſagte der Junge, „er hat ſeinen Kuchen ganz ordentlich gekriegt — wenn ich's ſag'."

„Haſt du denn, als du mit den Botenweibern 'neinfuhrſt, dein Blech och ordentlich auf den Knieen gehalten? Ich hab' derſch geſagt, daß Excellenz Goethe, was den Prophetenkuchen betrifft, eklich is."

„Nä," meinte der Junge, „geſtern ſin mer ganz gut 'neingekomme, grad noch vorm Wetter."

„Un was die Hauptſache is, ſeine Rechnung, hat er die endlich beglichen?" fragte der Meiſter mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Nä," ſagte der Junge.

„Schöpps, verdammter! Was hab' ich dir denn geſagt? Auftreten ſollſt de, bis daß erſch herausgerückt hat. Was meenſt du denn, daß ich dich wegen dem lumpigen Prophetenkuchen 'nein nach Weimar ließ? Ne, ſo 'n Brummochs! Auftreten ſollſte ordentlich. Niſcht hat er gezahlt, un den letzten Kuchen och nich?"

„Niſcht," beſtätigte der Junge.

Da hatte er's.

Der Meiſter legte ein ſchnäbelndes Taubenpaar aus der Hand und wiſchte dem Jungen eine aus in ungetrübter Gemütlichkeit.

Die Geſellen lachten.

„No, Hans,“ ſagte einer.

Hans fuhr ſich mit dem Aermel über die runden Backen und grinſte verlegen.

Ein Lehrjunge damaliger Zeit nahm es mit Püffen und Knüffen noch weniger genau, als einer in unſern Tagen.

„No,“ ſagte der Meiſter, „haſt 'n 'en ſelbſt geſprochen?“

„Nä.“

„Wen denn?“

„Die Schwiegertochter.“

„Daß dich! Und deshalb machſte nach Weimar 'nein? Die, die zohlt jo nie — die nie! Wie hoch, ſagt Pollak, is die Rechnung für Brot un Semmel für Excellenz Goethe aufgelaufen? An die dreihundert Laubthaler — ſo was, hä?“

„So was ſchonn, Meeſter, dächt' ich,“ antwortete ein Geſelle, der ſeiner Zeit bei dem Bäckermeiſter Pollak in Weimar in Arbeit geſtanden hatte.

„Jeſſes über die Menſchen!“ brummte der Meiſter. „Als Studenten haben ſe niſcht, und als Excellenzen wollen ſe niſcht zahlen.“

„War denn der Zimmet un Zucker, wie ſich's gehört, noch auf 'n Kuchen?“

„Jo,“ ſagte der Junge, „das ſchonn.“

„No, un wie warſch 'n in Weimer?“

„Niſcht war. Die Mutter läßt den Meeſter ſcheen grüßen.“

* * *

Am Abend ſaßen die Geſellen, die Bäckersſöhne und der Lehrjunge miteinander auf der langen ſteinernen Bank vor dem Hauſe und verſchnauften ſich in der Abendkühle, alle mehlbeſtaubt, mit aufgekrempelten Hemdärmeln, rot und wohlgenährt.

Zu ihren Füßen faſt ſchoß der Läutrabach in ſeinem mit Brettern ausgelegten Bette pfeilſchnell dahin.

Die Geſellen plauderten von Liebesgeſchichten, von kräftigen, handgreiflichen Liebesgeſchichten, und rauchten und ſpuckten aus.

„No, Hans," hieß es von allen Seiten, „du Schlingel! Hä, wie wärſch denn? Wann ſchaffſt denn dir ä Schatz an?"

„Ooa," ſagte Hans, „ihr —"

„Ich weiß ſchonn," meinte einer, „thu nur nich ſo, ſe haben dir emol 'ne Kellnerin eingebild."

„Jawohl — eingebild!"

„Etwan nich?"

„Nä."

„Da haſt ſe dir wohl mit heimgenommen? Was? — Hört den an, den Enfamigten!"

Die Geſellen brüllten vor Lachen.

„Nu grade," ſagte Hans, „nu grade."

„Jeſſes nee, ſo ä Bengel!"

„Haſt 'n ihr och 'n Schmatz gegeben?"

„Grade," ſagte Hans.

„Beſoffen warſchte, dummer Junge, weeßt es denn nich mehr?"

Die Geſellen ſchlugen ſich auf die Schenkel.

„Nä, ſo 'n Bengel! Selbſt heimgebracht ham mer dich ſo — du —! Nimm doch endlich emol Vernunft an. Wer hat dich denn in de Falle gelegt, als mir? Wer anderſch denn? Dein Rauſch is uns teuer genug gekommen. Geſoffen haſte wie 'n Loch. Nä, daß ſich der Kerl ſeine Kellnerin immer noch einbild!"

„Ae tüchtiges Frauensmenſch war's, nich, Hans?" fragte einer und bog ſich vor und ſpuckte in weitem Bogen von ſich.

„Nä," ſagte Hans unentwegt, „ä nudelnettes Mächen war's. Die wenn ihr hättet!"

Die Geſellen brüllten.

„No, Hans, ä Rauſch, den berappen mer noch emol, un dann kannſt och dein Schatz wiederkriegen."

„Grad nich," ſagte Hans und ſpuckte noch weiter als der Geſelle. „Nä, pfui Deiwel!"

„Wenn der Hans nich wär'!" rief der Geſelle, der bei Pollak in Weimar in Arbeit geſtanden hatte, „das wär' ja gar kein Leben nich hier."

Jetzt fuhr Hans dem, der neben ihm ſaß, an die Gurgel, wie eine wilde Katze, und krallte ſich an ihm ein.

„No," lachten die andern.

„Du willſt 'n wohl deinen Schatz beweiſe, du?"

„Geh' laß 'n!"

Hans aber ſchüttelte und rüttelte ihn ſo, daß der ſtarke Bäckergeſelle alle Mühe hatte, unter Lachen ſich von ihm zu befreien.

„Du Deiwel!" rief der Geſelle. „So 'n Krafthaſe!"

„Wer da aberſcht kömmt!" Ein Geſelle ſtieß den älteſten Bäckersſohn an: „Das Chriſchtkind!"

Und aus dem Hauſe trat ein blondes, zartes, kinderhaftes Mädchen im verwaſchenen roſa Kattunfähnchen, das ſich eng um die zierlichen Glieder legte, das feine Geſicht von lichtblonden kurzen Härchen umgeben, die ſich an der Spitze ſanft bogen.

Die Geſellen verhielten ſich jetzt ruhig und nickten dem Mädchen einen „guten Abend" zu.

Hans war unter der Fauſt des Bäckergeſellen zuſammengeduckt und ſah auch dem zarten Mädchen nach.

„So 'n ſappermentſches Mächen!" brummte der Bäckersſohn. „Ja, Hans, die wenn du noch meenteſt!"

„Na, laß den Hans ſeine Kellnerin, wenn's ihm freut."

Die Gesellen plauderten weiter handgreifliche Liebesgeschichten und Abenteuer und rauchten und spuckten aus. Und Hans saß und hörte ihnen mit großen, glimmenden Augen zu. Dann, als der Abend weiter hereindunkelte, schlürften sie ins Haus, um sich schlafen zu legen, denn Bäckerruh ist kurze Ruh.

Hans blieb allein auf der Bank zurück.

Die Burschen setzten ihm das Blut in Feuer, Abend für Abend.

Er saß da und verschnaufte und stierte.

Leichte Schritte, die sich dem Hause näherten, ließen ihn aufblicken. In der Dämmerung sah er die feinen Umrisse des Mädchens, die wieder zurückkehrte.

Da schlug etwas in seiner Brust wie mit einem Hammer, betäubend. Es war ihm, als käme eine schwere Schläfrigkeit über ihn, etwas, was den Atem beklemmte.

Das zarte Ding mußte an ihm vorüber, und wie sie das eben thun wollte, stellte er ihr ein Bein.

Sie stolperte.

Da lachte er auf.

„Rotznäse!" sagte das Mädchen.

Sie schwankte ein wenig und ging weiter, die ausgetretenen Stufen hinauf.

Da bückte sich Hans, und zwischen den Steinfugen des holperigen Pflasters faßte er eine Handvoll Läutrasand, den der Bach beim letzten Gewitter mit sich geführt hatte, und warf ihn ihr nach und brummte etwas zwischen den Zähnen, das klang, als sagte er zu ihr: „Werd du mei Schatz."

Ob es das Mädchen gehört oder nicht gehört — sie schaute nicht rechts noch links und schlüpfte wie ein Schatten ins Haus, um hinauf zu ihrer Witwe zu gehen, deren kleine, winzige Magd sie war.

Hans schlürfte auch durch den düsteren, engen, greisen-

haften Hausflur, der, von dem glimmenden Oellämpchen, das in einem grauen Mauerloch neben der Backstube seinen Platz hatte, wie von einem glühenden Auge nicht erhellt, sondern erst recht verdunkelt wurde.

Zu Hansens Obliegenheiten gehörte es, allabendlich, ehe er schlafen ging, dies glimmende Auge zu löschen.

Er drückte mit dem Daumen auf den Docht und wischte den Daumen dann am Stiefel ab, heute wie an jedem Abend.

Dann tappte er sich zu seinem Bett in der Gesellenkammer neben der Backstube.

Da lagen die Kerle schon und schnarchten in tiefer Dunkelheit.

* * *

So lebte Hans seine Lehrjungentage bei dem Meister Konditor hin.

Von früh drei Uhr an auf den Beinen, Teig und Mehl und Backofenglut, Schwitzen und Püffe, Maulschellen und drunten im unheimlichen Keller das Hausmuff verzapfen, saftige Späße der Gesellen, Liebesgeschichten und Saufgeschichten, Laufen und Rennen ohne Ende, Semmel- und Tortenaustragen und Besorgungen machen, überall zugleich verlangt und gescholten sein, das war es ja, was ihm das Schicksal vorderhand zugedacht hatte.

Eines nicht zu vergessen:

Seine Zunge hatte nie, bevor sie durch Hans in dies alte Haus kam, gewußt, was es heißt, Leckereien am Gaumen zu zerdrücken, Süßigkeiten um sich hin und her gleiten zu fühlen und zu schlecken und schnalzen im Hochgenuß klebriger Köstlichkeiten. Und jetzt wußte sie das und kannte es.

Wie hatte sie geschleckt und geschlungen, als ihr Herr am ersten Morgen seines Antritts beim Konditor mit der

Hausmagd zusammen früh um fünf Uhr statt einer ordinären Brennsuppe Aprikosentörtchen, Himbeertörtchen, Streuselkuchen und Gott weiß was, einen ganzen Teller voll, bekam, Ware vom vorgestrigen Tag.

Das Wasser war ihr vor Wonne zusammengelaufen, ins Paradies schien sie gekommen zu sein.

Und zum zweiten Frühstück erschienen zerbröckelte Dreierstücke, allerlei Mißratenes, ein ganzer Haufen.

Und zu Mittag war Hans so vollgegessen, daß er den Hirsebrei nicht mochte.

Erst zum Vieruhrbrot fiel er wieder wie ein Wolf über alte Biskuitbrocken her.

So ging es eine Zeitlang fort. Die Gesellen hänselten ihn. Er und die Hausmagd aber, die mit ihm zur selben Zeit eingetreten war, schlangen und fraßen.

Hans samt seiner Zunge war ins Schlaraffenland gekommen.

Gar zu lang dauerte die Herrlichkeit zwar nicht, da schaute Hans mit scheelen Augen dem Käsefrühstück der Gesellen zu, und wenn sie zu Mittag hin und wieder ihre gehörigen Fleischhappen bekamen, verwandte er kein Auge von ihnen, denn er und die Hausmagd mußten sich selbst dann nur mit winzigen Bröckchen begnügen, denn sie waren nun einmal die beiden Abgründe, worein die altbackenen Süßigkeiten verschwinden mußten.

Die Hausmagd zog bald wieder davon, total gesättigt, trübselig, mit verdorbenem Magen, um einer neuen Kraft Platz zu machen, die sich dann auch zu Hansens Ekel gewaltig hervorthat.

Hans wäre auch gern abgeschoben — aber wohin? Konditorlehrjunge war er nun einmal, und zu welchem Konditor er seine Schritte auch gelenkt hätte, überall hätte ihm das Gleiche geblüht.

Ihm blieb nichts übrig, als ſich bis zum Geſellen durchzufreſſen, die Oede in ſeinem Leib herumzutragen, mit der Gier ſich abzufinden, den Widerwillen zu verſchlingen.

Die Geſellen fraßen vor ſeinen Augen Wurſt und tranken Schnaps dazu, ſchüttelten ſich über ſeinen ſüßen Papp, warfen ihm ihre Wurſtſchalen wie einem Hunde zu und brüllten, wenn er ſie verſchlang.

In Hanſens Seele aber wuchs die Gier. Das ſüße Zeug in ſeinem Leibe machte ihn zuzeiten bös und wild und heimtückiſch.

Es wuchs etwas in ihm, was ihn verzehrte, ein Verlangen nach allem, was er ſah, nach Wurſt und Fleiſch und Wohlleben und nach allem Unbekannten.

Und dann wollte er es den Geſellen auch in jedem Stücke gleich thun. Das war wieder etwas, was ihn würgte und drängte.

Abend für Abend ſaß er mit ihnen bei gutem Wetter draußen auf der langen Steinbank und ließ ſich von ihnen hudeln und zerren und ſprach mit ihnen wie ein Alter. Das war der Geſellen größtes Gaudium.

Aber von dem Abend an, an dem Hans dem zarten Mädchen ein Bein geſtellt hatte, ſchienen alle Teufel in ihn gefahren zu ſein. Patzig und frech benahm er ſich, ſchaffte ſich von den paar Pfennigen, die er erſpart hatte, eine Tabakspfeife an und paffte mit den Burſchen und log ihnen vor, was das Zeug hielt.

„Hört den Schlingel an," hieß es aller Naſenlang.

Das that ihm wohl.

Und wenn die Geſellen zum Bett oder zum Bier gingen, lungerte er umher und lauerte dem Mädchen auf. Und traf er ſie, warf er mit Sand hinter ihr drein.

Das Mädchen huſchte jedesmal wie ein geängſtigtes Kätzchen an ihm vorüber.

„Das iſt das rechte nicht," dachte Hans.

Einſt begegnete er ihr auf der Straße, als er gerade eine Torte forttrug.

„Bſt," machte er.

Sie ſah, daß es diesmal mit dem Werfen wohl nichts werden würde, denn vorſichtig und ungeſchickt ging er und hielt die ſchöne Torte ängſtlich mit beiden Händen. Sie blieb ſtehen und blickte ihn ruhig an.

„Was iſt denn das?" begann ſie mit einem weichen Stimmchen. „Du führſt dich ja abſcheulich auf mit den Geſellen? Schämſt du dich gar nicht? Ich hör' euch bis hinauf zu uns. — Und weshalb wirfſt du immer?"

„Umſchauen ſollſt du dich," ſagte er.

„So 'n dummer Junge!" Sie lachte leiſe in ſich hinein.

„Weißt 'n auch, daß dich die Leute das Chriſchtkind nennen?"

„Is nix Unrechts."

„Weilſte ſo klein geraten biſt, gelle ja?"

„Wenn ich mehr zu eſſen kriegen thät', thät' ich ſchon wachſen," antwortete ſie.

„Gibt ſie dir niſcht, das alte Fell oben?"

„Niſcht nich, aber viel auch nich."

Er ſah, wie zierlich ſie war, ſo feine Knöchelchen, alles ſo zart wie an einer Blume oder wie ein Schaumtörtchen. Bei dieſer Vorſtellung wurde ihm ganz übel. Schaumtörtchen, das war ſein Allerſchlimmſtes.

„Ach, du haſt's gut," ſagte das Mädchen aufatmend, „du und eure Magd. Iſt's wahr, daß ihr ſo viel bekommt, ſo viel guten Papps?"

„Pfui Deiwel!" Er zog eine Grimaſſe.

„Alſo auch nich, da hat ſie gelogen."

„Gelogen? Nä. Wenn de darauf aus biſt, das kannſte

haben. Mir hängt's ſo aus 'm Halſe raus. Weißte, komm heut abend nunter an die Saale, an die Fähre, wenn die Geſellen ſich in die Falle geſchlagen haben, da bring' ich was."

„Ach du ... Jawohl." Sie ſah ihn ſcheu an. „Du mauſt doch nicht?"

„Bewahre, das aſige Zeigs!" Er lachte wütend auf. „Da biſte aber ſchief gewickelt. — Nä."

* * *

Und abends ſtand eine zarte Geſtalt unten an der Saale, an der Fähre. Sie hatte ſich in den Schatten einer hohen Ulme geſtellt und ſchaute aus. Vom Fährhaus fiel über den Weg ein heller Streif, den mußte jeder paſſieren.

Sie wollte ſehen, ob er Wort hielt, und dann war ſie auch hungrig.

Sie fühlte ſich faſt immer hungrig, denn noch war ſie im Wachſen, und ihre Frau verſchloß alles und jedes, jedes Häppchen Brot.

Aber er kam wirklich, tauchte aus der Dunkelheit auf und ſtand ein Weilchen in dem hellen Streifen. Sie wagte ſich aber nicht kundzugeben und wartete, bis er noch ein bißchen herumgeſtanden und geſucht hatte, und als er ihr endlich ganz nahe kam, zupfte ſie ihn am Aermel.

„Na, da biſt du ja," meinte er. „Weshalb haſte denn kei Mucks gethan? Da bring' ich derſch, komm nur."

Sie gingen miteinander bis zu der Laterne, die den Ein- und Ausſtieg in das Fährboot erhellte. Die Saale gurgelte und rauſchte. Das Ulmenlaub wiſperte, das Fährboot lag am andern Ufer, und Hans leerte ſeine Taſchen in des Mädchens Schürze aus.

„Ach Gott," ſagte die Kleine ganz betreten, „ſolche Sachen kriegſte?"

„Nu iß auch," drängte Hans.

Das Mädchen hockte ſich auf einen Balken, der in der Nähe der Laterne lag.

„Sehen möcht' ich's auch," meinte ſie verlegen.

„Du, nimm das — das iſt mit Himbeer. Gelle ja?"

Sie langte danach, biß zaghaft ein, und über das zarte Geſicht ging ein ganz glückſeliges Lächeln.

„Gut is," ſagte ſie.

Hans erſchien ſich als der reiche Mann, ſteckte die Hände in die Hoſentaſchen und pfiff einen Gaſſenhauer.

„Bſt," machte das Mädchen.

„Wie heißt du denn noch?" fragte ſie heimlich.

„Wie denn noch?"

„Außer Hans."

„Islaib," ſagte er.

„Jeſſes!"

„No? Glaubſt's etwan nich? Das is 'n feiner Namen für 'n Konditor."

„Freilich," und dabei lachte ſie wieder in ſich hinein.

Sie knuſperte an allen Stückchen, biß eins nach dem andern an.

„Gut is. Ja, das is gut. — Aber das? — Auch gut. Nimm doch auch!"

„Nä," ſagte Hans verächtlich, ſah ihr aber ganz verſunken zu.

Das war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er jemand eine Freude machte, und das griff ihm weich ans Herz; es ſchien ihm wie eine harte Kruſte davon abzufallen.

„Weißte, wenn ich erſcht Konditor bin, da heirat' ich dich."

„Jawohl," lachte ſie, „du Rotznäſe, kannſt gewiß nicht einmal richtig ſchreiben?"

„Da hapert's," ſagte Hans.

„Das wär' mir 'n Schatz," meinte ſie. „In der Schule hab' ich nichts als Einſer gehabt und viermal den Preis."

„Da war bei mir niſcht los. Zum Heiraten gehört das auch nich."

„Doch, ich möchte keinen, der ſchreiben thät wie 'n Kuh."

„A was!" ſagte Hans, „wenn ich dir erſcht ſolches Zeigs da backen thu'."

Sie knuſperte wie ein Mäuschen. Und nun erzählten ſie ſich gegenſeitig, wer ſie waren, woher ſie ſtammten, und wie es ihnen ergangen war. Und da verſtanden ſie ſich.

Zwei, die auf der Brennſuppe dahergeſchwommen waren: Kälte und Hiebe, und Hunger und Arbeit, und Lumpen und Not und Härte.

Sie in ihrer Lieblichkeit und er in ſeiner hanebüchenen Unterſetztheit, ſie hatten beide ganz dasſelbe durchgemacht. Bruder und Schweſter aus der einen großen Familie der Elenden.

„Und das alte Fell oben verſchließt dir alles? Na, wart, Mariechen, weeſte, ich bring' dir alle Abend ä bißchen was, bis dir's och eklich wird. So 'n Dreck krieg' ich allemal."

„Ja, wenn du darfſt."

Er ging mit ihr bis an die Straßenecke.

„Gu'n Nacht, Chriſchtkind."

Sie ſchlüpfte von ihm fort, den Mund voll Kuchen.

Er ſtand an dem rauſchenden Läutrabach in der engen, dunklen Gaſſe und dachte: „No, jetzt haſte 'n Schatz, gelle ja? — Deiwel!" Aber da war nichts, womit er hätte vor den Geſellen prahlen können — kein Schmatz — gar niſcht. Das war mal ganz anderſcht.

Aber zum erſtenmal im Leben hatte eine weiche Hand ſein armes Herz berührt.

Und das that ihm weh. Er kannte ſich nicht aus. Er hätte flennen mögen.

Die Zähne biß er zuſammen und ging nach Haus, löſchte mit dem Finger das glimmende Auge im Hausflur, das in der zerbröckelten Mauerniſche dämmernd leuchtete, wiſchte den öligen Daumen am Stiefel ab, legte ſich dann und ſchlief, bis er vor den Geſellen wieder heraus mußte, um den Backofen zu heizen.

* * *

„Was biſt du denn für 'n Duckmäuſer heut?“ ſagten die Geſellen zu ihm, als ſie am Abend wieder miteinander auf der Bank ſaßen.

Hans hatte aber ſchon die Taſchen voll Zuckerwerk und paßte nur, daß die Geſellen aufbrechen möchten, und war maulfaul. Gewiß wartete das Chriſchtkind ſchon unten an der Fähre — und die Eſel gingen nicht.

Und als ſie endlich gingen, trabte Hans ab, hielt ſich die Taſchen mit beiden Händen zu — und richtig, ſie wartete ſchon an derſelben Stelle.

„Gelle ja, dir hat's geſchmeckt?“ ſagte Hans pfiffig, und wieder gingen ſie an die Laterne, und er ließ in die ſchmale Schürze ſeine Krumen und Brocken purzeln, ſo recht von oben herab.

Als er dann zu Ende war, fühlte er ein ſchmales Päckchen in ſeine Hand gleiten.

„No?“

„Guck nur 'nein.“

Ein dünnes halbes Würſtchen war darin.

„Iß du nur auch,“ meinte das Mädchen verlegen.

„Wo is ſe denn her?“

„Einer von unſern Studenten hat's liegen laſſen, und da hab' ich's erwiſcht, eh' die Frau es hatte.“

Hans wagte nicht recht, zuzugreifen. Das Würſtchen war ſo winzig, und das Opfer ſchien zu groß. Schließlich aber behielt er es, und ſie ſetzten ſich miteinander auf den Balken.

„Das iſt eine verdammt gute Wurſcht," meinte Hans. „Iſt er ein Metzgersſohn?" Das ſchien ihm das Beneidenswerteſte auf Erden zu ſein.

„Ich weiß nich, er hat's von daheim bekommen."

„Ja, die Studenten," ſagte Hans nachdenklich, „die verſtehn den Rummel."

Wie ſie miteinander ſaßen, ſo tief innerlich befriedigt, beide kauend und ſchluckend, beide mit dem beſchäftigt, wonach ihre Seele verlangte, da waren ſie ganz dem Sorgenhaben entrückt und ſchwiegen beide und genoſſen, was ſie hatten.

Hans war am erſten mit ſeinem guten Teil zu Ende, ſo ſehr er auch damit geſpart hatte.

Jetzt ſaß er und ſtarrte auf das zarte, laternenbeſchienene Geſicht neben ihm. Er ſtarrte und ſtarrte. Wie eine ſchöne, ſaftige Frucht erſchien es ihm, wie eine Frucht, in die man hineinbeißen mußte.

Und er konnte nicht anders, er fuhr dem jungen Mädchen mit ſeiner täppiſchen Pfote über das ganze Geſicht.

„No du," ſagte ſie mit vollem Mund, „du kommſt einem ja in die Augen!"

Er hatte aber etwas ſo unbeſchreiblich Zartes, Lebendiges gefühlt, daß ihm das Herz ſchlug.

So war es alſo!

Wie von einem Schreck fühlte er ſich durchzuckt.

Sie blieb ganz gleichgültig und knuſperte — und er fuhr ihr wieder übers Geſicht, haſtig und rauh.

Da gab ſie ihm einen Schupp mit dem Ellbogen.

„Du, ſei nich eklich," ſagte ſie. „Laß!"

Hans aber war es ähnlich zu Mute wie dazumal, als er ſich auf der langen Steinbank mit dem Geſellen raufte, er mußte wieder mit ihr anbinden und gab ihr einen Stoß in die Seite, daß die zarte Geſtalt ins Wanken kam und ein Teil des Zuckerzeugs ihr aus der Schürze kollerte.

„Tapps, dummer, was fällt dir denn ein?“

Er aber packte ihren Kopf und wollte ihr einen Schmatz geben, da fehlte ihm der Mut dazu. Deiwel! Dem ſtärkſten Bäckergeſellen eine auszuwiſchen, war leichter.

Und er hatte ſich das wie gar nichts gedacht.

Einem Mädchen 'nen Schmatz geben, das war doch weiß Gott nichts gegen alles mögliche andre.

Dem Mädchen wurde es bänglich zu Mute.

„Was fällt dir denn ein?“ ſagte ſie böſe. „Gib Ruh! Ob ich's unſerm Pfarrer ſagen muß mit dem, daß ich dich allemal hier treff' — und mit dem Kuchen?“ meinte ſie nachdenklich.

„Ja, biſt 'n katholiſch?“ fragte er erſtaunt.

„Jawohl.“

„Un um ſo was frägt er dich? Das thät' ich mir verbitten.“

„Der is ſtreng,“ meinte das Mädchen. „Da gibt's nichts, dem mußt du alles ſagen. Wir ſein hier ſo wenig, da kommt auch alles auf. Er iſt ein guter Mann, vor dem thäteſt auch du dich ſchämen. Un wenn eins weder Vater noch Mutter hat, wie ich — du lieber Gott!“ Sie ſeufzte. „Wer kümmert ſich denn eigentlich um unſereins? Kei Menſch.“

„Iche!“ ſagte Hans.

„Gelle ja, du — Mohndieten! Recht ſchreiben kannſte nich, un dein' Hiebe kriegſte aller Naſenlang — un aufführen thuſt du dich ... Aber alles was recht is, gut biſte.“

„Gelle ja, weil ich dir was bring'.“

„Ja," ſagte ſie, „wer bringt denn einem was — das is was Rares."

Wie ihm das gut that, das Lob. Er vergaß faſt darüber, daß er ihr einen Schmatz geben wollte.

* * *

Wie er aber an dieſem Abend allein nach Hauſe ging, beſchloß er bei ſich, ihr einen Liebesbrief zu ſchreiben. Etwas wenigſtens ſollte geſchehen. Das Herz war ihm zum Zerſpringen voll, und es war das erſte Mal, daß er eine Menſchenſeele liebte — und verliebt war, und er hing an dem blonden Dingelchen, wie ein Hund an ſeinem Herrn.

Was hätte er nicht alles für das Chriſchtkind gethan, gemauſt, gelogen und gerauft. Sonderbar jedoch, daß ihm nur Lumpereien einfielen, die er ihr zu Ehren hätte ausführen mögen.

Dieſe Nacht aber lag der Liebesbrief ſchwer auf ſeinem Herzen, — und daß ein Liebesbrief geſchrieben werden mußte, ſtand feſt, — aber wie?

Als er am Morgen über dem Backofenheizen war, ſchien es ihm eine Unmöglichkeit zu ſein — alles eher als einen Liebesbrief!

Doch mußte es geſchehen.

Und es geſchah auch.

Er bohrte, kramte und wühlte in ſeinem dicken Schädel, als müßte ſich da etwas zu Tage fördern laſſen.

Und am Abend, als die Geſellen zum Bier gegangen waren, bohrte und wühlte und kramte er in deren Laden und Kiſten.

Da ſchien ihm eher die Möglichkeit, etwas zu finden, denn die Kerls ſchrieben Liebesbriefe die ſchwere Menge. Freilich mußte er ſich ſagen, daß derartige Briefe das Schickſal hatten, meiſt fortgeſchickt zu werden.

Aber es fand ſich dennoch etwas, ein Brief an eine „Wetti“, den einer der Geſellen aus irgend welchen Gründen nicht fortgeſchickt hatte. Vielleicht war dieſes Schriftſtück in köſtlicher Reinſchrift vervielfältigt, und das Urbild hatte der Geſelle zu weiterem Gebrauch für ſich behalten.

Ohne ſich über den Inhalt viel Sorge zu machen, beſchloß Hans, den Brief abzuſchreiben.

* * *

Am andern Tag, als die Geſellen ihren Mittagsſchlaf hielten, zog er mit einem Bogen Papier, den er ſich gekauft, und mit Chriſtkindbildern, die er ſeinem Meiſter entwendet hatte, der ſolche Bilder zu Weihnachten auf Pfefferkuchenherzen klebte, hinunter in die ſtille Laube, die am Ende des langen, ſchmalen Gartens lag.

Dort angekommen, ſchüttelte er mit Wichtigkeit ſein kleines Tintenfläſchchen, beſchaute ſich den Gänſekiel, ſetzte ſich zurecht, kraute ſich im Haar und nahm des Geſellen Brief vor.

Zuerſt aber pappte er eine ganze Reihe „Chriſchtkinder“ auf ſeinen Bogen, die ſtanden da wie die Soldaten, eins ans andre gedrängt.

Aber, o Schreck, des Geſellen Liebesbrief war eine Neujahrsepiſtel, und Johanni ſtand vor der Thür. Da war guter Rat teuer!

Der Brief begann:

„Ein Herzliches Glühwunſch zum neuen Jahr fil Glück und Segen ‚liebe Wetti‘.“

Und ſo ging's weiter.

Hans aber ließ nach längerem Grübeln den Anfang weg und ſchrieb:

„Mein Herz ſchlächt ſo dif darin das kein ander Menſch herauskriegen kann, es gibt kein ander Schaz mer auf der

Welt als nur Du, nur Du bis mei Schatz, nur du bis meine liebe Wetti." Wetti hatte er im Eifer des Geschäfts mit abgeschrieben, klammerte die Wetti aber ein und schrieb „Chrischtkind".

„Wennst Du mich verlass so bin ich verlassen, ich finde keine zwide mer. Nur Du bist die Erste und auch die Beste, Du weißt wie die Blume spricht.

Lieber Schaz vergiß mei nicht, es blüd ein Rosenstrauß drei Söhne Rosen sin drauf die erste Blum wie Dein Wange so Rot, die zwide wie Dein Gesicht so holt und die dritte Rose schmeckt so gut als Du mein Schatz bis mir so gut. Du bis mein Schaz, Du bis das einz'ge auf den ich mein Vertrauen hab Du bis mein Leben Du bis mein Blud Du bis mein einzig auf der Weld.

Nur Du bis mein Schatz
Nur Du bis „ Herz
„ „ „ „ Herzensstrickchen
„ „ „ „ Herzgrube
„ „ „ „ Herzzucker.

Zu Dir is mein ganzes beschtreben und mein ganzer Sin. Wenn ich vor mein Auge Dein aufrichtig Herz hab', sieh so gibt's mir allemal mir in mei Herz en schtich, den meine Lübe zu Dir is so groß daß ich gar nich schreiben kan das Blümlein muß man sorgsam pflanzen das Herze muß verstanden sein drum schau' ich auf Dich wo ich nur kann. Du hast schon fil für mich durchgemacht schon fil für mich müssen leiden daß is sehr Söhn fon Dir. Du hast fil Wege un Gänge for mich gemacht Und Du bis mein und Du bleibs mein Ich bin überglühlicht.

Ich schließe mein Schreiben mit tausend Kissen
Von den Dich liebenden

Hans Islaib
(Senior)."

Senior ſchrieb Hans, weil der Geſelle dies auch gethan hatte.

Darauf kam noch eine Nachſchrift in eigentümlichem Arrangement:

„Ich wünſche
Zum neuen Jahr
Alles Gute was
Du ſelbſt wünſches."

„ich hab' noch
zu wenig
Blaz gehabt
ſonſt ſein
noch einiges
geſchrieben."

„zwei Sternlein
am Himmel
die leichten ſo ſchen
eins leicht zu mein
Chriſchtkind
Und das andre ham."

Solchergeſtalt war Hanſens Liebeswerk, ein von ſaurer Arbeit zeugender Proletarierbrief.

Er gefiel ihm.

Und er gedachte ihrer Worte, daß ſie keinen Schatz haben wollte, der wie eine Kuh ſchrieb.

„Na, wie von einer Kuh ſieht der Brief nicht aus," dachte er.

Nun aber war er ins Schreiben gekommen, wie das ſo geht, und auf ſeinem Bogen fand ſich noch immer ein Plätzchen.

Da fiel ihm etwas dunkel ein, etwas, was er einmal gewußt hatte, etwas, was ſich in einem Liebesbrief ſchön ausnehmen würde, und er ſchrieb ein paar Brocken, die ihm im Gedächtnis haften geblieben waren.

Die lauteten alſo:

„Was is der Ehſtant? Der Ehſtant iſt ein Bam, an

dem ſil Frichte dran hängen aber och verbotene. Der Ehſtant is ein Garten in dem ſil Blumen wakſen aber och ſil Dornen un Dieſeln.“

Weiter kam er nicht, da war ſeine Weisheit zu Ende.

* * *

Dieſen Brief bekam das Chriſchtkind in die Schürze, als er ihr am Abend wieder Kuchen brachte.

„No?“ ſagte das Mädchen.

Hanſens Herz ſchlug wie ein Hammer.

„Da haſte mir wohl gar was geſchrieben?“

„Gelle ja,“ ſagte Hans. „Nimm's aberſcht nach Haus.“

Ihm war der Mund ganz trocken, die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Das Chriſchtkind ſteckte den Brief lächelnd in ſeinen Schürzenlatz.

Ob ſie ihn wohl auch ſo liebte, wie er ſie? Das ſchien ihm nicht ſo, ſo ein Fröſchchen, wie ſie war.

Und er? Ja, ſo eine Liebe hatte kein Geſelle in ſich. Was für ſaudumme Liebesgeſchichten hatten die Eſel immer vor; Liebesgeſchichten, über die ſie ſelbſt lachten — und er trug an der ſeinigen wie an einer Zentnerlaſt. Dieſe große Liebe ließ ihm den Atem manchmal ſtocken, würgen hätte er das Chriſchtkind mögen.

* * *

Ein heißer Schreck durchfuhr ihn, als er am nächſten Abend ein Briefchen in ſeine Hand gleiten fühlte.

„Da lies,“ lachte das kleine Mädchen in ſich hinein, „aber erſcht zu Hauſe.“

Und zu Hauſe vor dem trüben Auge im Hausflur las er ſein Briefchen, ein zierlich geſchriebenes Schriftſtückchen.

„Mein lieber Hans!

Dein Brief hat mir sehr gefallen; aber wie schade, daß Du so miserabel schreibst. Liebe mit dem getrübten ‚i', das ist ja scheußlich, und außerdem alle denkbar möglichen Fehler. Und was ist denn Wetti? Und am Ende schreibst Du was vom neuen Jahr? Aber sonst hat mir Dein Brief sehr gefallen, ich habe ihn oft gelesen und trage ihn in meiner Tasche.

Meinst Du, es muß so ein Gepapp auf dem Brief an ein Mädchen sein? Gar vielleicht ein Herz Jesu mit Dornenkron und Flammen.

Ich will nicht so viel Jesuskindchen auf 'm Schreibpapier, das ist beleidigend.

Du machst mich ganz wütend, wenn Du so viel Jesuskindchen auf den Brief pappst. Du meinst, es muß ein roter Lappen über der Schrift sein, aber ich bitte Dich, thu das nicht wieder, sonst werd' ich anständig zornig auf Dich.

Schämen thät ich mich, wenn einer den Brief säh'; aber sonst, lieber Hans, bin ich Dir gut und dankbar für den Kuchen, den Du immer bringst, und daß Du so gut bist.

Deine Maria."

Das machte Hans nicht viel aus, daß sie über die Fehler geschimpft hatte. Was ein rechter Bursch ist, braucht sich mit solchem Zeugs nicht abzugeben.

Er hatte einen Liebesbrief in der Tasche, und das war die Hauptsache. Aber Frieden wurde ihm nicht.

Kaum war die Angelegenheit mit dem Liebesbrief ins reine gebracht, verzehrte ihn wieder die wilde Unruhe nach einem Schmatz.

Er mußte sich den kleinen, kauenden Mund vorstellen, den er Abend für Abend mit den besten Leckereien vollstopfte. Herrgott, wie niedlich schnabulierte sie, wie ein junges Reh, so zart.

Er ſah ſie im Geiſte ſchlecken, das feuchte Mäulchen, die kleine, rote Zungenſpitze, die ſich eine Krume, die echappiert war, wieder hereinholte.

„Maria" hatte ſie ſich unterſchrieben, „Maria".

„Maria" hieß ſie und Chriſchtkind zugleich.

Das lächerte ihn.

Es fuhr ihm in dieſer Zeit allerlei durch den Kopf. Sein Gehirn arbeitete lebhafter. Er war ſo zerſtreut und ungeſchickt, daß es Püffe und Ohrfeigen nur ſo regnete. Und abends, wenn er mit den Geſellen auf der Bank ſaß, brachten ſie ihn alle Naſenlang in Wut.

Er wurde wie ein biſſiger Hund, fuhr jedem, der ihn neckte, nach der Kehle.

„Bengel, verdammter, is denn der Deiwel in dich gefahren!" hieß es wieder unter den Burſchen, und ſie ſchüttelten lachend den unterſetzten, ſtarken Burſchen ab, wenn er es ihnen zu arg trieb.

Hanſen war ein großer Wurf gelungen. Er hatte für den Johannistag von ſeinem Meiſter frei bekommen, und es erſchien ihm ſelbſt nicht recht glaublich, daß die Geſellen ihm das ſo hingehen ließen.

Zwar war es ganz natürlich zugegangen, denn Johanni fiel das Jahr gerade auf ſeinen freien Sonntag — aber doch war es höchſt ſonderbar, daß das Schickſal es ſo gut mit ihm meinte.

Und außerdem war es durchaus kein gewöhnliches Johannisfeſt, dieſes Jahr, ſondern etwas ganz Beſonderes. Excellenz Goethe hatte den Jenenſern ihr Feſt, das man ihnen ganz nehmen oder wenigſtens einſchränken wollte, wegen Gott weiß was für polizeilichen Schrullen, wieder erobert.

Die Jenenſer Jugend durfte auch dieſes Jahr, wie es ſeit Jahrhunderten der Brauch war, nach Herzensluſt

mit Feuer gaukeln und ſpielen. Sie durften nach wie vor alte Beſen als Fackeln brennen, alte Oelfäſſer und Teerfäſſer zu Scheiterhaufen ſchichten, durften ihren Frühlingsdrang toben und ſchießen laſſen, johlen, tanzen und muſizieren, wie es von jeher der Brauch war.

Und dieſes Jahr ſollte es wirklich etwas ganz Extraes geben, denn es galt einen Sieg zu feiern und den Sieger zu verherrlichen. Man munkelte auch, daß Goethe dieſen Tag in Jena verbringen würde. Alſo Ständchen und Fackelzug und Gott weiß was; die Studenten waren ganz des Kuckucks, wie ſie in Weimar und Jena ſagen, und nicht minder die Bürgerſöhne und die Gaſſenjungen und Lehrbuben. Die ganze Jugend Jenas war wie in Gärung geraten.

Die Hausfrauen mußten über alles, was Beſen hieß, die Hände breiten, denn da war keiner, und wäre es der ſchönſte, unübertrefflichſte geweſen, den jugendliche Gemüter nicht für einen alten, elenden Flederwiſch erklärt hätten, wert zum Verbrennen.

Ueberhaupt ſollte geſengt und gebrannt werden, daß es eine Art hatte.

Keine Bodenkammer, kein Kellerloch blieb undurchſtöbert, die Strohvorräte wurden beſtohlen, alte Kiſten und Schachteln entführt.

Es war ein Wühlen und Schleppen in den Häuſern, ein Johlen und Schreien und Keifen. Und ſchwerbeladen zogen Fuhrwerke mit allerhand wüſtem Hausgerät und allem erdenklichen Brennbaren aus dem alten Neſt den Bergen zu.

Oben auf dem Forſt, einem Jenenſer Ausflugsort, ſollte der Hauptſpektakel ſtattfinden.

Hans hatte ſich ein paar Tage vordem ſchon mit dem Chriſchtkind verabredet, daß ſie miteinander zum Feſt hinaufwandern wollten.

„Ja, Mohndieten," hatte ſie geſagt, „das geht nich, das, wenn meine Alte erfährt, die is gar ſo ſchlimm."

„Frag ſie nich," ſagte Hans, „deine Mutter hat och nich gefragt — Deiwel! Oder frag ſe, un wenn ſie nich will, gehſte eben durch. Wir wollen auch emal was haben."

Das Chriſchtkind war an dieſem Abend ſo weich geſtimmt, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Ach herrje!" ſeufzte ſie leiſe.

„No, was haſte denn?"

„Nich wohl is mir immer," meinte ſie leiſe. „Siehſte, du biſt ſo ein geſunder Kerl, du verſtehſt das nich — ach, ſo müde. — Un immer ſo früh 'raus un den ganzen Tag rennen un laufen un nie nich ſatt zu eſſen. Ich weiß nich, was mir auch immer is — immer was. Un wenn ich denk', kei Menſch hat man auf dieſer Welt — lauter fremde Leute. — Wenn unſereins alt wird — jetzt is mir die Arbeit ſchon ſauer — Geld, wenn eins hätte —"

So ſprach das zarte, einſame Kind mit der Altklugheit, wie ſie karg gehaltener Jugend eigen iſt. Und Hanſens ungelenkes, wildes Herz wurde von einem ſonderbaren Weh erfaßt.

„Ja — Geld!" meinte auch er. „Ja, Kuchen, damit is niſcht. Geld kriegt unſereins nich; ja, wenn mer's ſich vor lauter Würgen un Schanzen aus 'm Leibe 'rausſchwitzt — dann iſt's aber erſcht ä rechter Dreck."

„Zum Steffchen wenn eins beten thät!" meinte das zierliche Mädchen.

„No, wer is 'n das?"

„Ae Wurm," antwortete ſie.

„Ae Wurm?"

„No ja — das hat ſchon Heidengeld gebracht, die ſchwere Menge! Wie ein ſchwarzer Rauch aus dem Schornſtein liegt es über dem Dach. Ich weiß das von der

Großmutter ſelig. Die kannte ſich mit ſo was aus. Aber brav muß eins ſein un aufrichtig, ſonſt kommt der Teufel un haut's — und ä Ruhler Weibchen trägt das Geld davon, wenn Steffchen es gebracht hat."

„Quatſch," ſagte Hans.

„Nä. Meine Großmutter kannte die Leute noch, die das Geld von Steffchen hatten. Aber wer weiß denn, ob eins brav is, wirklich brav. Das Gebetchen, das wüßt' ich ſonſt noch, wenn's darauf ankäm'."

„Wie laut's denn?" fragte Hans kühl.

„Ja, aber niemand wieder ſagen."

„Nä."

Sie flüſterte es ihm ins Ohr.

„In Elend und Kummer,
In Hunger und Graus,
Da ſteht ſie, da ſtreckt ſie,
Da reckt ſie die Hände;
Drei Tropfen, ein Läppchen,
Ein Härlein — o weh!
Vergraben im Grunde
Am Schornſtein, am Bornſtein,
Da kriegt es, da liegt es,
Da ringt ſich's, da bringt es
Am Schornſtein, am Bornſtein,
Da munkelt's, da funkelt's,
Da dunkelt's, da ſteckt es.
Das Steffchen, das lange, das bange,
Das reiche ohne gleiche.
Die Schlange, die lange,
Die goldreiche, die ſilberreiche,
Gib ohne gleichen roten Regen,
Roten Segen auf allen Wegen
In aller guter Geiſter Namen."

Hans ſchaute verblüfft. Das klang nich ohne — Deiwel! „Laß dich leiern mit deiner Großmutter," ſagte er aber.

„Nä du, meine Großmutter, des war eine Geriebene, darüber halt du mir den Rand."

Sie ſaßen von jetzt an beide ſtumm auf ihren Balken in tiefer Dunkelheit. Und es lag wie ein Bann über ihnen.

„Wo muß denn das eins beten?" fragte Hans.

„Bſt, reden muß eins nich darüber, wenn's geſchehen ſoll. Auf 'n Boden, da thun ſie beten oder im Keller drunten. Drei Tropfen Blut muß ein unſchuldiges Mädchen ſich aus dem Goldfinger fließen laſſen auf ein Stückchen Leinwand, das ſie aus ihrem Hemde ſchnitt, und ein paar Nackenhaare gehören auch dazu. Das wird alles im Dunkeln verſteckt und begraben. Um Mitternacht auf dem Boden oder um Punkte Mittag im Keller."

Sie waren wieder ſtill.

„Am Johannistag, da müßte es geſchehen.... Das iſt der einzige Tag im ganzen Jahr," fuhr ſie nach einer Weile fort.

„Deiwel!" ſagte Hans.

Und ſie waren wieder ſtill. Hans ſcharrte mit ſeinem Stiefelabſatz im Sand und hatte ſchon zweimal in die tiefe Dunkelheit hineingeſpuckt.

„Thun merſch," ſagte er.

„Nä, du." Die Kleine erſchauerte.

„Dumme Gans," meinte er. „Was ſagſt's denn erſcht?"

„Ja, weißte, wenn's ſo leicht ging, da thät's ja ein jedes. 's is was zum Fürchten —"

„A was!"

„Un wenn er nun käm' un haute?"

„No, da haut er eben," meinte Hans. „Schlimmer wie Seidenbuſche Fritze" — das war der erſte Geſelle beim Bäckermeiſter — „kriegt erſch nich fertig, das is 'n Aas auf Haue. Mit dem hab' ich mich ſchon gehörig gewalkt. Nä, da ſei du ruhig, das mache mer ſchon."

Jetzt flüsterten sie, eng aneinander gedrängt vor Eifer und heimlichem Grauen. Er sprach ihr zu.

Sie weinte ein Weilchen und sprach mit so einer hilflosen kleinen Stimme.

„No, denn nich!“ schrie Hans mit einmal auf. „Da verreck du oben bei deiner Alten! Das beste Leben könntest haben, wenn du vor 'n Dreier Mut hätt'st — aber das is allemal so, ä Mächen is der reine Dreck!“ Hans war wütend.

Und endlich schien er erreicht zu haben, was er wollte, denn sie gingen ganz einträchtig miteinander und flüsterten.

„Hans,“ sagte sie wieder bänglich, „ach nä! Du große Güte!“

„Halt nur die Ohren steif,“ meinte Hans, „un das bißchen In-den-Finger-stechen, no! Vor so was brauchst doch nich Angst zu haben.“

„Ja, weilst du's nich zu thun brauchst. Ja — un aus 'm Hemde ä Stücke 'rausschneiden — das thut keins gern.“

„Wenn du dafor Hemden aus Seide haben kannst? Dummheit!“

Der Johannistag war so strahlend schön, so warm und sommerlich, nicht schöner zu denken.

In der dumpfigen Backstube gor wieder der Brotteig, der Mehldunst lag schwer über allen Gegenständen im niederen Raum, und aus dem tiefen Keller stieg der alte Erdgeruch auf. Im Nebengemach schnarchten die Gesellen und hielten ihren Mittagsschlaf.

Wie ausgestorben war der ganze Raum. Eine große Hummel hatte sich hineinverirrt und stieß mit ihrem dicken Leib wütend an die grünlich belaufenen Scheiben der niederen Fensterchen, die in den schluchtartigen Hof führten.

Vorsichtig that sich die Gangthür auf, ein breiter Sonnenstrahl fiel leuchtend in den Raum, und mitten durch den Sonnenstrahl kam das „Chrischtkind" geschlichen, im feingebügelten rosa Gewändchen, das blonde Haar festlich gelockt und gekämmt — ihr nach kam Hans, seine starken, kurzen Beine versuchten ein ungeschicktes Schleichen. Er stolperte.

„Deiwel!" brummte er.

„Bst," machte die Kleine.

Die enge, düstere Kellertreppe schlichen sie, eins nach dem andern, hinab, Hans voran.

Und wieder lag die Backstube in ihrer dunstigen Einsamkeit, und die Hummel wütete gegen die grünen, feuchten Fensterscheiben.

Unten im Keller aber standen zwei in tiefster Dunkelheit, zwei, die einander fest an der Hand hielten.

„Gerad mitten unter den Schornstein thun mersch," flüsterte Hans.

„Bst," machte das Mädchen wieder. Sie zitterte am ganzen Körper wie Espenlaub.

Und als sie unter den Schornstein trat, wie unter eine Art Kuppel, und hinaufblickte, da funkelten wirklich drei helle Sterne zu ihr herab durch die dunkle, enge Schlucht, und es war doch hellichter Tag draußen.

Sie hatte immer davon erzählen hören, daß dies Wunder im Keller zu schauen sei. Sie wußte auch, daß dieser Keller mit seinem Schornstein eins von den drei Wahrzeichen der Stadt war; aber doch war sie so erschreckt und überrascht und durchschauert, daß sie sich an Hans festklammerte mit ihren dünnen Händen.

„Vergrab's," sagte Hans.

„Bst."

Was war denn aber das?

Wundervolle Töne, wie Engelsſtimmen, drangen von der Höhe zu ihnen herab, aus der Sonnenluft in den düſteren Keller — himmliſche Klänge, ſo zart, ſo hinſterbend ſüß und herzergreifend. Das junge Mädchen erſtarrte.

Auch Hans ſtand verblüfft, keines aber regte ſich.

Das war der Türmer, der zur zwölften Stunde einen Choral vom Stadtkirchturm herab blies.

Sie wußten das jetzt; aber doch war es, als wenn Engelsſtimmen zu ihnen redeten.

Endlich ermannte ſich die Kleine und bückte ſich gerade unter dem Schornſtein nieder, um ihr winziges Päckchen zu begraben.

Und Hans ſah die kleine Geſtalt, auf die ein Schein matten Lichtes aus dem Schornſtein fiel, wie einen Dunſtflecken. Das grauſte ihn eigenartig, als ſtände er neben einem Geiſt.

„Sprech mit!“ ſagte ſie leiſe. Da war es ihm, als wenn der Hals ſich ihm zuſchnürte, und ein niegefühltes Geſpenſtergrauſen ließ ihm die Kniee gallertartig werden.

Aber von dem kleinen Nebelfleck aus unter dem himmelhohen Schornſtein kam ein banges Stimmchen, ſo zitternd, ſo überwältigt — und ſo tapfer.

„In Elend und Jammer,
In Hunger und Graus,
Da ſteht ſie, da ſtreckt ſie,
Da reckt ſie die Hände.
Drei Tropfen, ein Läppchen,
Ein Härlein — o weh!
Vergraben im Grunde.“

Und dann:

„Am Schornſtein, am Bornſtein,
Da munkelt's, da funkelt's,
Da dunkelt's, da ſteckt es,

Das Steffchen, das lange, das bange,
Das reiche ohne gleiche.
Die Schlange, die lange,
Die goldreiche, die ſilberreiche."

Da hörte Hans das Stimmchen in einem wilden Weinkrampfe untergehen, aber immer arbeitete es ſich wieder mutig aus dem Grauſen heraus. Und beim letzten Worte, da ſtürzte ſie wie in Todesangſt ſchlotternd über ihn her. Und Hans zerrte ſie vorwärts, ſchleppte und zog ſie die Kellertreppe hinauf.

Da war Licht — und die Hummel plumpſte immer noch gegen die grünen Scheibchen. Das Schnarchen der Geſellen drang durch den ſtillen Raum.

Und Hans zog das zitternde Kind in die helle Sonne hinaus.

Da ſah er, daß ſie totenbleich war, ganz bläulich im Geſicht — und er bekam einen Schreck.

„Kannſt du gehen?" fragte er. „Dann geh voraus bis an das Gartenhaus am Läutrabach, das von Müllerſch. Dort wart nur, ich komme dann."

Sie ging fröſtelnd und zitternd durch die warmen, hellen Gaſſen, feiertäglich geputzt.

An Müllerſch Gartenhaus ſtand ſie und wartete. Ihr ganzer zarter Körper aber zitterte und bebte noch, ihr Herz ſchlug, und ſie konnte nicht zur Ruhe kommen. Es lag etwas über ihr wie eine ſchwere, lange Laſt.

Hans kam bald nach im Bratenrock, die Tabakspfeife in der Taſche, aus der die grüne Troddel hervorbaumelte. Er trug eine Schirmmütze auf dem dicken, borſtigen Haar und war ſo friſch gewaſchen und gerieben, daß er einen durchaus würdigen, vertrauensvollen Eindruck machte. Von ſeiner derben Perſönlichkeit waren die Schauer dieſer Stunde längſt abgefallen.

Das Chriſchtkind geht ſo zart und ſtill in ſeinem verwaſchenen Fähnchen neben ihm her. Das blonde Haar glänzt im Sonnenſchein. Das bleiche Geſicht iſt von der Wärme und vom Aufwärtsſteigen ein wenig gerötet.

Sie ſagt ihm jetzt erſt, daß ſie ihrer Alten durch iſt.

„Gelle ja," meint Hans und grinſt, „das macht niſcht — laß nur — ſo 'n altes Fell."

Er klopft auf ſeinen Rock, der auf einer Seite hoch aufgebauſcht iſt.

„Da ſteckt dir was! Wenn du müde biſt, ſag's nur. Ich hab' heut auch was Friſches erwiſcht, ewig das alte Zeug is auch niſcht."

„Doch nich gemauſt?" fragte die Kleine.

„Gar, die merkten übrigens heut auch nix," meint Hans; „da gibt niemand groß achtchen."

Es iſt ein wundervoller Johannistag, ſommerlich und frühlinghaft zugleich. Die Schwalben ſchwirren mit langgezogenen, kryſtallhellen Tönen durch die klare Luft.

Das Korn blüht, es duftet wie Brot, die ganze Erde duftet, das Laub, das Gras, die jungen Tannentriebe und die Birken. Die Fruchtblüten ſind ſchon lange alle hingewelkt; aber um jeden Baum webt und lebt die erſte Sommerfriſche, eine wohlthätige, würzige Ausſtrömung junger, überſchwenglicher Lebenskräfte. Der Erde möchte man ſich an die Bruſt werfen.

Und den beiden armſeligen Kreaturen, die auf ſchmalem Weg durchs hohe Korn hinwandern, klopft der Johannistag ans Herz.

Beide ſind ſtill. Nach allem, was geſchehen, wagen ſie noch nicht wieder, ſich gehen zu laſſen. Sie ſind noch im Bann.

Der Kleinen wird das Steigen ſauer.

Heut gehört ſie ihm, ihm ganz allein, denkt Hans.

Noch ſind die Ausflügler nicht auf den Ruinen. Es iſt ein Abendfeſt, dem ſie entgegen wandern.

Hans führt das Chriſchtkind allerhand Schleichwege. Und wie er merkt, daß die Kleine ſchwer ermüdet iſt, lacht er und ſagt: „Na, da wären wir ja ſchon ſo weit.“ Und ſie kriechen miteinander ins hohe Korn.

„Du,“ ſagt ſie, „das is Sünde.“

„Jawohl,“ meint Hans. „Wir treten noch lange kein Dreierbrot tot. Un wenn ſe an ein vorbeilaufen, lachen ſe, wenn ſe uns am Wege ſitzen ſähen.“

Das leuchtete auch dem Chriſchtkind ein. Nun hocken ſie im Korn nebeneinander, und Hans packt ſeine Leckereien aus.

Die Kleine iſt ſo hungrig.

Ueber ihnen der tiefblaue, durchſichtige Himmel, über den von Süden her eine große, ungegliederte, ſtrahlend weiße Wolke ſchifft.

„Guck hin, wie ein friſch überzogenes Federbett,“ ſagte Maria mit vollem Munde.

Hans ſtarrte die Wolke an und ſtarrte ſeine Kameradin an. Er atmete in tiefen, ſchweren Zügen den ſtarken Korngeruch ein.

Eine Lerche ſchmettert über ihnen in der kryſtallenen Helle, und die Sonne ſtrahlt und glüht. Zwiſchen den blühenden Aehren funkelt es. Der Wind bewegt die Aehrenhäupter wie Meereswogen, und mitten in dieſem wogenden, duftenden Meere hocken ſie miteinander.

Er, der grobknochige Burſche, mit dem zarten Fröſchchen.

Hanſens Herz ſchlägt.

Wie damals, als er meinte, Marias Geſicht wäre eine ſaftige, wundervolle Frucht, in die man einbeißen müßte, ſo wurde es ihm wieder zu Mute, ſo wild, ſo ungezügelt. Es kommt der heiße Jugendmut über ihn, daß er die Fäuſte

ballt und die Zähne aufeinanderbeißt. Die Sonnenwärme, die ſchmetternde Lerche, die ganze große Luftfülle, die Freiheit des Tags und daß es Johannistag iſt, all das zuſammen macht ihn ſchwindeln — und daß ſie ſo unentwegt kaut — und die wunderliche Erinnerung, die ihn hinunter in den düſteren Keller führt — der helle, geiſterhafte Dunſtfleck unter dem Schornſtein, die bebende Stimme — und wie dies Mädchen ſich an ihn ankrallte, die ganze geheimnisvolle Geſchichte und die funkelnde Hoffnung, die ſich an das düſtere Treiben im Keller knüpft, und die Engelsſtimmen, die aus der Sonne zu ihnen herabtönten in dieſe tiefe, müßige Finſternis hinein.

So 'n Froſch, denkt er und nimmt ſeine Schirmmütze ab.

Jetzt brennt ihm die Sonne auf den dicken, borſtigen Schopf.

Es geſchieht etwas — er weiß ſelbſt nicht wie. Er hält ihren zarten Kopf zwiſchen ſeinen derben Händen und küßt und würgt ſie und ſtöhnt und ſchluchzt — und hört es, als thäte es ein Fremder. Er fühlt, wie er ſie auf den offenen Mund, auf die warmen Zähne küßt, wie er ihren ganzen Körper preßt. Er fühlt etwas ſo zitternd Zartes, etwas ſo Zerbrechliches, etwas, was ihn aufheulen macht wie einen Hund, der ſeinen Herrn wiedergefunden.

Ein banger Laut trifft ihn. Er ſtutzt.

Es iſt ein Laut, wie er ihn nie gehört, etwas Gequältes, Hilfloſes, ein Laut, als hätte ihn ein Reh unter Raubtierkrallen ausgeſtoßen.

„No," ſagt er.

Ein Schluchzen.

„Du, du, du!" brüllt er ſie an.

Sie ſchluchzt.

Er nähert ſich ihr wieder und will ſie tröſten.

Da ſtößt ſie ihn von ſich. Und unter leidenſchaftlichen Thränen: „Wegen dir krieg ich's!“

„No,“ meint Hans, „wer weiß es denn? Deinem Pfarrer mußt du's ſagen, gelle ja? Große Paſtete! Jedes Mädchen kriegt emal ä Schmatz.“

„Ja, aber nich von ſo 'm Bengel, wie du biſt,“ ſchluchzt ſie.

„Oho,“ ſagt Hans und grinſt. „No, bis mir gut. So 'n Mächen is doch 'n rechter Dreck!“ Aber Hanſens ganzes Herz ſteht in Flammen. Es iſt ihm, als könnte er ſich für ſie treten und ſteinigen laſſen. Er möchte ſchreien und brüllen.

„Wenn ich ne gute Stelle in'n Jahrer viere als Geſelle kriege, heirat' ich dich eben —“

Wie erſchrickt er aber, als er ſieht, daß ſein Kamerad bleich bis in die Lippen geworden iſt.

Auf der Stirn ſtehen ihr feine Tröpfchen, an den Wimpern hängt es feucht und rollt in Tropfen über die Wangen. Hans faßt nach ihr: „Was is denn dir — herrje, was is dir denn?“

Sie ſinkt mit dem Kopf auf ſeine Schulter. Er hält ſie. Und aufs neue brechen heiße Thränen aus.

„Gott Strammbach,“ brummt Hans. So etwas hat er ſich nicht vorgeſtellt. „Na, biſte mir denn aber gut?“ fragt er.

„Gut, ja; aber du biſt 'n Lump,“ flüſtert ſie leiſe.

„Macht niſcht,“ ſagt Hans, „du wärſcht ſchon ſehn.“

Jetzt ſitzen ſie ganz ſchweigſam nebeneinander.

* * *

Als ſie nach langſamer Wanderung oben im Gaſthaus zum Forſt angelangt ſind, beſtellt er fürs Chriſchtkind einen Kaffee, den trinken ſie zuſammen, dann ſpazieren ſie oben im Forſt umher.

„Du kannſt dich ausruhen," ſagt Hans, „bis oben der Trafik losgeht, dann machen wir uns aber drunter."

* * *

Nun bricht der Abend herein, ein ſo weicher, milder Abend, am blaßblauen Himmel blinkt ein Stern nach dem andern. Unten im Saalthal ziehen die langen Nebelſchleier dahin.

Die Berge ſtrömen Sommerwärme aus in den Abend hinein. Windſtille und Duftfülle. Weichheit in jedem Atemzug.

Oben im Forſt iſt das Leben voll erwacht, alle Bänke ſind dicht beſetzt, und den Weg herauf ſtrömt es wie ein Ameiſenzug. Vor dem Gaſthaus auf ſteinernen Herden glühen die Holzkohlenfeuer unter den Roſten zum Wurſtbraten.

Lange Tiſche, mit hölzernen Bierkrügen bedeckt, ſtehen unter den Bäumen. Aus dieſen Krügen ſoll „Muſik", das Jenenſer Getränk: Weißbier mit Zucker, geriebenem Brot und Roſinen, getrunken werden.

Bier- und Weinfäſſer liegen auf ihren Geſtellen, und Mädchen mit großen weißen Schürzen und Metzgergeſellen und Buben laufen geſchäftig mit Krügen und Roſtbratwürſten, von denen eine jede zwiſchen einem Weißbrot eingeklemmt liegt, hin und her.

Nicht allzuweit von dieſer fröhlichen, nahrhaften Anſiedlung entfernt iſt der mächtige Scheiterhaufen geſchichtet, der, wenn die Dunkelheit völlig hereingebrochen ſein wird, angezündet werden ſoll.

Die Leute ſtehen um ihn her und beſchauen ihn ſich.

Unternehmende Geſtalten mit umgekehrten Röcken machen ſich daran zu ſchaffen, ſtochern herum und zerren und wühlen und ſchleppen leere Pech- und Teerfäſſer herbei.

Was sie da alles auf diesen Haufen hinaufgepackt haben — und was sie alles in dieses wüste Wirrsal hineingeheimnist haben.

Ein alter, nasenloser, brauner Haubenkopf schaut aufgespießt, gespenstisch von einer hohen Stange herab. Eine zerbrochene, wurmzerfressene Wiege steht mitten im Gerümpel mit Strohwischen gefüllt, zerschlagene Stühle und Tische, zerfetzte Körbe, alte Thüren und Balken sind übereinander aufgehäuft, vogelscheuchenartige Gebilde aller Art sitzen und hocken geduldig, mit alten Mützen und Lumpen ausstaffiert, auf allerhand Ecken und Auswüchsen, um sich in Gemütsruhe, wenn ihre Zeit gekommen ist, verbrennen zu lassen.

Es ist ein merkwürdiger Scheiterhaufen, der auf dem Forst, der merkwürdigste um ganz Jena herum. Seit Menschengedenken ist es schon so — der Forster Scheiterhaufen ist der Aristokrat unter seinesgleichen.

Hans und das Christkind stehen auch und sehen sich ihn an und freuen sich darüber.

Sie haben einen schönen Nachmittag gehabt und sind beide ganz friedlich gesinnt. Das Waldesgrün hat ihnen wohlgethan.

Sie haben da miteinander gesessen und ins Thal hinabgeblickt.

Maria war so müde gewesen.

* * *

Als der monddurchleuchtete Abend völlig hereingebrochen war, die Musikbande oben auf dem Forst zu spielen begonnen hatte, von allen Bergen die Johannisfeuer leuchteten und ein Singen, Jubeln, Schreien, Rufen die ganze Atmosphäre erfüllte, sagte Hans: „Heut lassen wir was aufgehen, heut soll alles dran glauben!" Er schlug sich dabei auf seine Hosentasche und machte sich parat, die grünbequastete

Tabakspfeife umständlich zu stopfen und anzuzünden. Er hatte alles bei einander wie ein Alter.

Sie setzten sich an einen der langen Tische, ganz ans äußerste Ende, möglichst abseits von allen andern, und Hans bestellte roten Jenenser.

Das Chrischtkind trank in durstigen, großen Zügen und drückte Hans ein kleines Geldstück in die Hand, welches sie schon lange bereit gehalten hatte, so daß es ganz warm war.

„Ich geb' auch was dazu," meinte sie.

„Gelle ja, du denkst, ich könnte dich nicht freihalten. Da biste aber schief gewickelt!"

„Wer weiß," sagte sie, „ob ich nicht mehr erspart hab' wie du; ich bin Magd seit meinem neunten Jahr. Nimm nur!"

Hans nahm und ließ die kleine Münze in seine Hosentasche fallen.

Das Chrischtkind trank wie verdurstet.

„Sauf aus," sagte Hans und freute sich, daß es ihr so schmeckte.

„So was hat mir gefehlt," meinte sie, „paß auf, nun werd' ich ganz stark. Ach, wie's einem da gut wird!"

Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und sah in die Feuergluten des Scheiterhaufens, der mit lautem Prasseln zum Himmel aufbrannte.

Der Haubenkopf schaute grauenhaft von seiner langen Stange über die Flammen. Und die Vogelscheuchen hockten noch immer geduldig auf der einen Seite des Stoßes, die das Feuer noch nicht recht erfaßt hatte.

Um den Scheiterhaufen sprangen dunkle Gestalten in ausgelassenen Sprüngen herum. Raketen flogen auf, Feuerfrösche zischten. Den Forstberg herauf bewegte sich singend und johlend ein Studentenzug mit Fackeln, und vom Fuchsberg hinab zogen und huschten ganze Schwärme Jungen

mit brennenden Beſen, die ſie in weiten Feuerbogen in die Luft warfen. Ueberall im Thal tauchten Lichter und Lichtchen auf, die Sterne funkelten, und es ſah aus, als wenn ſie ſich auf Erden wiederſpiegelten.

Wenn die Muſik auf dem Forſt verſtummte, klang und ſummte die ganze Luft von fernen Tönen, Schreien, Geſängen, undeutlichen Melodieen.

Es war eine zaubervolle Mondnacht, deren Einfluß ſich niemand entziehen konnte.

Die einen tranken und aßen, da ſie ihre Gefühle nicht anders zu verwerten wußten, mehr, als gut war. Die andern brüllten und johlten aus demſelben Grunde. Andre wieder wurden verliebt und duſelig.

In allen aber erweckte dieſe Nacht mit ihren Funken und Tönen irgend etwas, was gerade am leichteſten zu erwarten war.

Hans und das Chriſchtkind hatten ſich jetzt zum Tanzplatz aufgemacht.

Da ging es hoch her, und ſie ſtanden und ſchauten ganz verſunken und wagten nicht, mitzuthun.

Der brennende Scheiterhaufen warf ſeinen Schein über die tanzenden Paare.

„Ach, Hans,“ ſagte das Chriſchtkind nach einer guten Weile verlangend, „wenn du doch tanzen könnteſt! Ich thät's gar zu gern einmal.“

„Große Geſchichte,“ meinte Hans, „geh her!“

„Ach du, du Rotznäſe.“ Sie lachte verlegen.

„Gelle ja,“ meinte Hans, „wenn ich dir Kuchen bring', da is niſcht mit Rotznäſe. Ja, Mohndieten! Was du für 'n Mächen biſt, ſiehſte. So 'n kleines Beeſt.“

Hans war gekränkt.

„Allongs, laßt die Rieſen einmal dran — da die zwei Rieſen! — Macht Platz fürſche!“ So rief ein wohl-

beleibter Bürgersmann, der neben Hans und dem Chriſchtkind ſtand.

„Na, allongs!“ Damit ſchob er die beiden auf den Tanzplatz.

Hans ſetzte ſich ganz frech in Poſitur und faßte ſein zartes Mädchen um die Mitte.

„Seht erſch die Rieſen!“ rief es nun von allen Seiten. „Jeſſes ne! Macht 'n Platz! Die brauchen en Stücke Platz — ſolche! So 'n Kerl wie 'n Pfund Wurſcht.“

Hans fing an zu hopſen und zerrte ſeine Tänzerin mit ſich — ſie mochte wollen oder nicht.

„Das wern mir gleich ham!“ ſagte Hans.

„Nur ſachtchen!“ meinte er beim erſten Dreher, als er fühlte, wie die Muſik mit ihrem Takt ihm wie ein Knüttel zwiſchen die Kniee kam.

„Das is ja Walzer. Was machſte denn?“ flüſterte Maria, die wohl merkte, wie aller Augen auf ſie beide gerichtet waren.

„'s geht ſchonne!“ ſagte Hans puſtend und ſtampfend.

Das Chriſchtkind ſchämte ſich und wußte ſich nicht zu helfen.

Hans hopſte wie beſeſſen und drehte ſich und ſtampfte und kam nicht weiter.

„Noch emal ſo, Kleiner!“ rief es von einer Seite.

„Hab' ich's nich geſagt, daß Rieſen kämen?“ pruſtete der dicke Bürgersmann.

Alles lachte und rief das Pärchen an, das heiß vor Scham und Eifer ſich in dem Kreiſe, den die Zuſchauer gebildet hatten, abarbeitete.

„Aſig!“ brummte Hans wütend vor ſich hin.

Er ſchwitzte vor Anſtrengung. Und das Chriſchtkind hätte in die Erde ſinken mögen.

„Hans, hör endlich auf!“ flüſterte ſie mit Thränen in den Augen. „Hans!“

Hans aber war wie eine Maſchine, er ſtampfte und hopſte unaufhaltſam.

„Nu grade," ſagte er. „Nu grade!"

Ueber Chriſchtkinds Wangen rollten heiße Thränen. Sie verſuchte ſich loszumachen, aber Hans hielt ſie wie mit eiſernen Klammern.

„Tölpel, du!" rief ein ſchlanker, junger Student und verſtellte Hans den Weg. „Willſt du wohl! Was zerrſt du denn das Mädchen?"

Hans hatte ſeinen zarten Schatz losgelaſſen und ſtand da wie eine Bulldogge, gedrungen und biſſig.

„Geht's wen was an?" ſagte er patzig und fuhr ſich mit der Hand unter die Schirmmütze. Ueber die Stirn rannen ihm die Schweißtropfen.

„Kommen Sie, Jungfer," ſagte der Student, ohne Hans mehr Beachtung zu ſchenken wie eben einer knurrenden Bulldogge. „Jetzt wollen wir's einmal miteinander verſuchen."

Das Chriſchtkind ſtand tief verſchüchtert da und wagte nicht aufzublicken.

Es ſah nicht einmal, wer es von Hans befreit hatte. Stumm und mit niedergeſchlagenen Augen ließ es ſich von dem jungen Menſchen umfaſſen und unter die tanzenden Paare ziehen.

„Nur munterchen!" meinte der Student. „Mut faſſen — wird ſchon gehn."

Und nun begannen ſie zu tanzen.

„Donnerſchtag, das geht ja!"

Und wie es ging! Das Chriſchtkind tanzte wie ein Elfchen ſo leicht.

Und wieder richteten ſich aller Augen auf das Mädchen mit ſeinem neuen Tänzer.

Ein Mordsburſche war der „Neue", ein ſchöner Kerl

in vollem Wichs. So einer von denen, die gewohnt ſind, unten im Städtchen alles durchzuſetzen, was ihnen durch den Kopf fährt — ſo ein Allerweltskerl.

Bei der Witwe war eine Zeitlang ein ſolcher einquartiert geweſen, und das Chriſchtkind hatte ihn zu bedienen gehabt. Wie ein junger Gott war er ihr erſchienen, und ſie war damals ſcheu und unterwürfig vor ſolcher Pracht erſtarrt.

Und jetzt tanzte ein ſolcher mit ihr. Sie fühlte das durch Mark und Bein. Ihr zartes Näschen ſchnupperte die Vornehmheit. Sie roch die feinen, neuen Kleider, die gute Wäſche, den teuern Tabak — den Uebermut, den Reichtum.

Um die Welt hätte ſie nicht aufgeblickt. So etwas! Mit ſo einem! Der Atem ſtockte ihr.

„Du Sappermentsmädchen, wer hat denn dich ſo tanzen gelehrt?“ fragte der Student ſo weich — ſo ...

Sie vergaß zu antworten und tanzte und tanzte.

So an den Reichtum angeſchmiegt, von Kraft und Uebermut gehalten, das empfindet ein armes Geſchöpfchen, das ſtürmt ihm durch die Adern wie feuriger Wein. Sie, die immer im Elend, in der Armſeligkeit herumgekrochen war, ſie fühlte etwas ganz Sinnverwirrendes, etwas, das ſie aufſchluchzen, aufjauchzen machen wollte.

Der Student preßte das zarte Ding an ſich.

„Wird's nicht zu viel?“ fragte er.

Sie ſchüttelte das Köpfchen.

„Na gucke, das geht ja! Was ſo 'ne kleine Beſtie für Kräfte hat,“ brummte er vor ſich hin, als wenn er dem hübſchen Kinde keine Ohren zutraute. Sie hörte auch nicht und ſah nicht und tanzte nur. Es ſauſte ihr in den Ohren. In den Adern klopfte es.

Der flotte Student legte ihr den Arm wie ſtützend um die ſchmalen Schultern. Sie ſtrauchelte, als er ſie unter die Zuſchauer zurückſtellen wollte.

„Is dir ſchwindlich, Kleine?“ fragte er.

Sie nickte.

„Na, komm mit un trink mal.“

Er nahm ſie an der Hand, wie man ein Kind führt, und ging mit ihr zu den langen Tiſchen.

Windlichter leuchteten den Gäſten beim Eſſen und ließen ihr Licht über die Wurſtteller und Holzkrüge ſchimmern. Gerade vor ſo einem Lichte nahm der Student Platz.

„Setz dich, Kleine,“ ſagte er und zeigte nachläſſig auf den Stuhl, der neben ihm ſtand.

Und nun beſtellte er Wein, und ſie mußte mit ihm trinken.

Aus dem Scheiterhaufen ſtiegen Funkengarben auf. Dunkle, ſchattenhafte Geſtalten warfen immer neues Gerümpel in die Glut, damit die Freude länger währte. Und die Luft erklang von Geſang und Gejohle. Die Sterne funkelten, der Nachtwind war lau und flüſternd, Liebespärchen ſchlenderten umher.

Ueberall aus den dunkeln Bergmaſſen leuchteten Funken auf, ſprühten Flammen und Flämmchen. Ueber all dieſem Leuchten und Tönen und Sprühen und Koſen flutete des Mondes kühles, ſtilles Licht.

Unter einem Baum im tiefen Dunkel ſtand Hans und ließ das Chriſchtkind nicht aus den Augen. Er konnte hören, was ſie ſprachen, und ſah, wie Maria den Wein des ſchönen Menſchen in großen, durſtigen Zügen trank.

„Frech!“ brummte Hans ingrimmig vor ſich hin.

„Eine Schönheit biſt du,“ ſagte der Student und neigte ſich tief zu ihr hinab. „Teufel auch, das ſieht man ja gar nicht, wenn man dich nicht nah' betrachtet! Donnerwetter, Mächen — ich ſetzt' dich untern Glasſturz! He, das wär' was? Trink mal!“

Er goß ihr das Glas wieder voll, und ſie trank wieder haſtig.

Ihr tanzte die Welt.

Alles war so herrlich, so ungeahnt, und in ihren Ohren summte und sauste es wie etwas ganz außerordentlich Mächtiges. War es in ihr? War es außer ihr? Sie wußte es nicht. Sie fühlte sich so matt und stark zugleich. Sie hörte sich lachen über alles, was der Student sagte — so ausgelassen lachen und so hell wie nie zuvor. Der Student faßte mit seiner großen, weichen Hand ihr Köpfchen und zog es an seine Brust.

„Wie so ein kleiner Narr lachst du da!"

Da lag sie an das feine, warme Tuch angeschmiegt, dem Reichtum und dem Uebermut so nahe. Das regte ihr ganzes Wesen auf. Es war ihr, als stände sie in Flammen. Er sprach flüsternd zu ihr.

Hans starrte und lauschte in sich zusammengekauert.

„Alberbach, verdammter!" Dabei rannen ihm die heißen, bitteren Thränen über die Backen.

Für die hätte er sich nun treten und hauen lassen, für die hätte er gemaust und gelogen, für die war ihm nichts heilig! Der erste beste schnappte sie ihm weg. Und sie! Pfui Deiwel! Da wollte er doch — Ja! Er fuhr sich in den dichten, festen Haarschopf und wußte nicht aus und ein.

Aufheulen hätte er mögen wie ein getretener Köter. Und das war seine Johannisnacht, in der er „den Flotten" hatte spielen wollen! Die grüne Troddel der Tabakspfeife, auf die er so stolz war, hing ihm aus der Tasche, seine Finger spielten krampfhaft mit ihr. Er dachte aber nicht daran, Feuer zu schlagen.

Da saß sein Schatz ganz weltvergessen und ließ sich mit dem fremden Menschen ein. Jetzt standen sie auf. Sie hing dem Studenten am Arm. Ihr blondes Köpfchen neigte sich seitlich zu ihm hin.

„Na, weißte," sagte der Student, „du hast ja en kleenen

Affen. Kannſt du noch auf dem Strich gehen, Mamſellechen? Woll'n mal ſehn?"

Er verſuchte ihr hartgearbeitetes Händchen ſanft von ſeinem Arm zu löſen. Das zarte Kind hing aber an ihm feſt wie ſchlafwandelnd.

„No," meinte der Student, „hat's dir geſchmeckt? Was?"

„Das macht mich ſtark," antwortete das Chriſchtkind. „Längſt hat der Doktor gemeint: ein Wein, das thät' mir gut."

„Warſt du denn krank?"

„Auch ſchon im Krankenhaus geweſen," ſagte ſie wichtig.

„Schäm dich! — Allongs, tanzen wir mal."

„Ja, wenn Sie ſo freundlich ſein wollen."

„Du Mäuschen . . ." Er bog ſich zu ihr herab und küßte ſie. Und ſie ließ ſich ganz traumverloren küſſen.

Aus dem herabgebrannten Scheiterhaufen zuckte und glühte es. Lichter und Schatten huſchten über den Boden hin.

Die Tanzmuſik klang gellend in die Nacht hinaus.

Zu einem rechten Hexenſabbat war das ehrbar bürgerliche Feſt da oben auf dem Forſt geworden, denn das junge, leichtfertige Volk war jetzt völlig zur Oberhand gekommen; die braven, rheumatiſchen Bürgersleute hatten das Feld geräumt und lagen ſchon ſeelenruhig unten im alten Rattenneſt unter den würdigen Federbetten vergraben. Und ihre Träume mochten ſicher nicht ſo leichtſinniger Art ſein wie oben auf dem Berge die leibhaftige, lebendige Wahrheit. Die Studenten und liebesbedürftigen und liebenswürdigen Frauenzimmerchen ließen es ſich auf dem Tanzplatz und auf den langen Bänken bei Wein und Bier wohl ſein.

Die Windlichter waren zum guten Teil erloſchen, und ein Koſen und Flüſtern und Aufjauchzen und Kreiſchen zeigte an, daß die Lebensgeiſter auf ihrer Höhe angelangt waren.

Die Muſikanten nahmen es nicht mehr ſo genau, es gab ſchrille Diſſonanzen, und die Fiedeltöne kreiſchten wild auf. Aber getanzt wurde wie raſend. Und die es am tollſten trieben, das waren der Student und ſein zartes Mädchen.

Er hatte Geſchmack an ihr gefunden. Es war da etwas Sonderbares, was ihn anzog.

Leicht hätte er ein ſtattlicheres, unterhaltenderes Mädchen finden können ſtatt des unſcheinbaren Kindes, keins aber, das in ſolch zitternder Glückſeligkeit genoſſen hätte, dem man den heißen Durſt nach Freude und Wohlbefinden ſo angefühlt hätte.

Armes Tier, dachte der junge Menſch.

„Du biſt eine ſonderbare Krabbe, du mit deinem Schwipps," ſagte er zu ihr und preßte das junge Geſicht wieder zwiſchen ſeinen beiden Händen und küßte ſie auf den ſchmallippigen, feucht-roſigen Mund. „Du leichtſinniger kleiner Balg!"

Da lachte ſie.

„Nä, nä, im Ernſt. Na, komm, allongs, meinetwegen."

Und wieder tanzten ſie, ſie flog wie ein Fledermiſch. In ihrem Kopf hämmerte es, in ihrem Herzen hämmerte es und in allen Adern.

Hans ſtand verbiſſen unter den Zuſchauern und verwandte keinen Blick von ihr.

Sie nickte ihm ein paarmal harmlos und ſiegesſtolz zu. Aber bei jedem ſolchen Nicken wäre er ihr am liebſten an die Gurgel gefahren: „So ein ſchamloſes Ding!"

Hans fühlte eine wütende Verachtung in ſich und ein Weh, als hätte er Zahnſchmerzen im Herzen, helle, niederträchtige Zahnſchmerzen. Er biß ſich auf die Lippen und knabberte zur Abwechslung an den Nägeln.

„Dreck!“ brummte er vor ſich hin, das war das Wort, das ſeiner Seele gut that.

Die beiden aber ſchwammen miteinander in einem Meer von Verliebtheit und fegten aller Naſenlang an Hans vorüber.

Ein Mann, der neben ihm ſtand, ſagte: „Is das ä Frichtchen, die Blonde! So 'n Racker, ſo 'n kleener!“

Das war derſelbe Bürgersmann, der die beiden „Rieſen“ auf den Tanzplatz gehetzt hatte.

„Junge, mit der biſt ja du gegangen. No, wie heißt ſe denn?“

„Maria heißt ſe,“ ſagte Hans patzig, und in dieſer Antwort lag alle Bosheit und alle Qual, die er im Herzen trug. Es klang ſo unverſchämt, daß der Bürgersmann den gedrungenen Bengel anſchaute, als wolle er ihm eine auswiſchen.

„Laß dir von dei'm Meiſter ä paar uffledern, du!“

„Dreck,“ brummte Hans und machte ſich mit ſeinen Ellbogen unter den Zuſchauern Platz, denn er wollte ganz vornan ſtehen, um dem Chriſchtkind ein Bein zu ſtellen.

Er wußte ſelbſt nicht, was er wollte; aber das wäre ihm das liebſte geweſen.

Und wie er ſo ſtand und das Mädchen mit ihrem Studenten an ſich vorüberfegen ſah, war's ihm zu Mute, als wäre er aus ſeiner Heimat und aus ſeinem Rechte vertrieben. Und er fühlte, wie ihm wieder ganz gottesjämmerlich die heißen Thränen in die Augen ſchoſſen. Er und flennen! Da fuhr er ſich mit ſeinem Rockärmel unter der Naſe hin und ſchnuffelte kräftig.

Und mit verſchleierten Augen ſah er, wie Maria ſich eng an den ſchönen Menſchen ſchmiegte und ſo trunkene Augen machte, als wäre es mit ihr nicht ganz richtig.

„Wie die guckt, der Alberbach, die Gans, die dumme!“

dachte Hans wütend. Und als sie zu ihm hinschaute, streckte er ihr die Zunge heraus.

„Sieh mal, was dein Schatz thut!“ sagte der Student lachend zu dem Mädchen. „Weißt du, sag' ich dir, zum Ballett solltest du gehn, nach Weimar. Die nehmen dich! So 'n Irrwisch — du machst dort dein Glück, so 'ne Ratte wie du bist.“

Er malte ihr flüsternd aus, wie sie ihr Glück machen würde. Und sie sog ihm mit weit offenen Augen die Worte vom Mund.

„Glück!“ sagte sie. „Ich un Glück!“

„Na freilich, was braucht 'n so 'n kleener, schöner Balg immer im Elend zu sitzen!“

Sie starrte ihn an.

„Und so genau nimmst du's ja nich, dir wird's schon glücken.“

Da war es ihr, als wollte sie denken, aber die Gedanken versagten ihr. Was der flotte Mensch zu ihr sprach, hüllte sie wie in eine Weihrauchwolke ein und betäubte sie. Das Blut pochte ihr in den Schläfen, das Herz hämmerte ihr, der Atem war ihr so schwer beklemmt.

Und jetzt umfaßte er sie wieder. „Aber nun zum allerletztenmal,“ sagte er. „Du hast ja 'n Rausch, Mächen. Nu paß auf, jetzt los!“

Er riß sie mit sich fort, in einen Tanzwirbel hinein.

„Ist's so schön? Ist's so toll genug? Magst du's so?“

Er neigte sich zu ihr herab.

Sie nickte.

„Also drauf!“

Und sie tanzten weiter wie im Liebesrausch.

Sein Atem umwehte ihr kleines Haupt. Er starrte auf das blonde, süße Haar, das beim Tanze zartgoldig flatterte.

Sie war so leicht, so rührend, so frühlinghaft. In ihrer Lustigkeit lag etwas so Schwermütiges, in ihrer Gier nach Lebenswonne etwas so seltsam Wesenloses. Auch der gedankenlose junge Mensch, der das kleine Geschöpf umfangen hielt, fühlte dumpf, als hielte er ein armes Herzchen an der Brust. Es war ihm, als erlebte er mit dem schweigsamen, sich hingebenden Kinde ein absonderliches Abenteuer.

Sie paßte ihm zu seiner Johannisnachtstimmung, und auch der komische, breitspurige Junge, der das zarte Mädchen nicht aus den Augen ließ und immer sprungbereit in voller Wut stand. Das alles amüsierte ihn.

Jetzt gerade faßte er so einen giftigen, heimtückischen Blick von ihm auf, schwenkte das Mädchen wie einen Federwisch, als wollte er zu dem dummen Teufel sagen: „Siehste wohl!“

Er fühlte, wie die Kleine nach Atem rang, und wie sie ihm schwer im Arme ruhte. Es war ihm auch, als strauchelte sie; aber weiter — er mußte noch einmal mit ihr an dem Knopf vorüberfegen, um ihn zu ärgern.

Mit einemmal ein dumpfer Schrei — ein heftiger Stoß. Es war ihm, als hätte sie sich von ihm losgerissen und ihn vor die Brust geschlagen, daß er taumelte, und vor ihm, ihm zu Füßen lag sie, vornübergestürzt, mit dem Gesicht zur Erde.

„Ja, Kleine!“ rief der Student; „was machst du denn? Na!“ Er stand über sie gebeugt, um ihr aufzuhelfen — aber da war etwas, was ihm in die Glieder fuhr, so daß er es nicht wagte, das Mädchen aufzurichten.

Die tanzenden Paare standen um die Gestürzte.

„Kleine!“ flüsterte der Student ratlos. „Na — na!“

Er faßte sie zaghaft und hob sie ein wenig.

Da quoll ihm Blut über die Hand. Aus ihrem Mund floß Blut, ihr Kleid war rot durchtränkt.

„Herrgott im Himmel!“ murmelte der Student in sich hinein.

Die Leute ſtanden thatlos, wie das ſo iſt bei einem ſolchen Unglücksfall. Niemand hatte den Mut, der erſte zu ſein.

Der Student hielt das bewußtloſe, blutüberſtrömte Mädchen ungeſchickt und verwirrt. Grauſen und Ekel und Hilfloſigkeit ſprachen ſich auf ſeinem Geſicht aus.

Ein Röcheln, ein Gurgeln — ein neuer Schwall kam und quoll ihr ſchauerlich über die Lippen.

Mit den Ellbogen brach ſich einer durch die ſtummen Zuſchauer Bahn, wie hingeſchoſſen war er an der Seite des unglücklichen Geſchöpfes, und ein blaukariertes, mächtiges Schnupftuch brachte eine ungeſchickte, derbe Knabenfauſt dem Mädchen an den Mund, als wollte er verſuchen, ſo das Blut zu ſtillen.

Der Student ſah wie im Traum den breitſpurigen Burſchen neben ſich kauern.

„Bis ſtille,“ flüſterte der, „bis ſtille!“ ſo ſtill das arme Geſchöpf auch war.

Einen jungen Arzt, der das Feſt mitgemacht, hatte ein Frauenzimmer geſucht und gefunden; der kam, rief nach Waſſer und Tüchern und machte ſich mit dem Mädchen zu ſchaffen.

Hans ſtand breitſpurig und ſah ihm dumpf zu. Er rührte ſich nicht vom Platz, holte nichts und brachte nichts, ſchaute nur.

„Gehſte, dummer Junge,“ ſagte der Arzt. „Was ſtehſt du denn und glotzt da? Iſt's deine Schweſter?“

„Nä.“

„Dann geh auch!“

Aber Hans ging nicht. Er ſtand und hielt ſein blutiges Schnupftuch in den Händen und ſtarrte.

Als der Arzt ſie gewaſchen und ihr naßkalte Tücher und Eis auf die Bruſt gelegt hatte, wurde er von den Umſtehenden mit Fragen beſtürmt. Er wehrte aber ab und trieb die Leute von dem Mädchen weg.

Sie lag auf einem Bettſtück, das der Wirt hergeliehen hatte. Zwei Windlichter ſtanden neben ihr und beleuchteten das totenbleiche Geſicht, das blutige roſa Kleidchen, die naſſen Tücher, die Waſchſchüſſeln und ein großes Stück Eis, das neben ihr lag.

Und die Sterne funkelten und flimmerten in ungeheurer Unweſentlichkeit über dem zertretenen Menſchenwurm.

Auf Betten und einer Tragbahre, die der Arzt aus ein paar Brettern hatte zuſammenfügen laſſen, wurde ſie zur Stadt hinabgetragen, denn der Wirt wollte ſie nicht oben auf dem Berge behalten. Er fürchtete eine Todkranke für ſeine Wirtſchaft.

* * *

Unter dem funkelnden Sternenhimmel bewegte ſich ein kleiner, ſtiller Zug den holperigen Weg vom Forſt hinab.

Vier Männer trugen die Bahre. Auf dem dicken Federbett lag das leichte, ſchlanke Chriſchtkind, bewußtlos oder in dumpfem Bewußtſein. Sie rührte ſich nicht, die Augen waren geſchloſſen. Auf der Bruſt lagen Eisſtücke, in naſſe Tücher gewickelt. Das aufgetaute Waſſer rann über den matt herniederhängenden Arm hinab und tropfte von der kleinen, hartgearbeiteten Hand auf den durſtigen Boden.

Einer der vier Männer, welche die Bahre trugen, war wieder der dicke Bürger.

„Das Deiwelsmächen!“ hatte er geſagt, als ſie auf die Bahre gehoben wurde — und war mit unter die Träger getreten.

Sie trotteten möglichſt im Tritt und thaten ſo vorſichtig wie vier Bären. Und das ſtille Kind lag vom Mondſchein überflutet und ſchien keine Erſchütterung zu ſpüren.

„Was is 'n nur das immer? Da ſchleicht eins hinterdrein — hört erſch?“ ſo fragte einer.

Ja, da war etwas, das huſchte durch Büſche und Geſtrüpp, erſchien nie auf dem Weg, hielt ſtill, wenn der Zug ſtand, und zauderte, wie es ſchien — dann trabte es nach, raſchelte durch die Kornfelder, ſchnitt den Weg ab und traf wieder auf den Zug.

„Ae Hund is nich!“

„Nä,“ ſagte der dicke Bürger und ſchmunzelte. „N—ä.“

Tief in der Nacht, da trug der neugierige Bürgersmann das bewußtloſe Kind die Treppe des uralten Hauſes hinauf. Die andern folgten.

Hans, der vor der Thür aufgetaucht war, hatte das glimmende Auge aus der Mauerniſche vor der Backſtube genommen.

Er ging vor dem großen Menſchen her und leuchtete ihm auf die Füße, damit er nicht ſtolpern ſollte.

„Meenſte, daß bei mir die Hühneraugen gucken, Brummochs?“ ſagte der.

Die Witwe wurde von dem Lärm auf der Treppe wach und kam in unheimlicher Verfaſſung, ſchlottrig, in ihrem ganzen Verfall, den ſie durch eine qualmende Oelfunzel ins rechte Licht ſetzte, den Leuten entgegen und keifte und klagte.

„No, die gehört doch ins Krankenhaus — ihr! Die ſoll iche doch nich uff 'n Hals kriege — ſo 'n Menſch, ſo

'n elendiges — was dervonrennt, so 'n Kalfakter! Die lad't nur gleich in 'ne Kanone un schießt se 'naus. Weiterſch is doch nix mehr los mit 'r. Seid 'r denn ganz ... Gelle ja, dabrzu is unſereins gut genug!"

Die Alte ſchlotterte vor Wut und Aerger. Aber die Kerle hatten das Mädchen einmal gebracht und guckten ſich verblüfft gegenſeitig an.

„No, wenn der Doktor kommt, der is in d' Abdeke, der werd's ja ſage, wie's werd," meinte einer.

Hans war mit dem glimmenden, glühenden Auge, das er vorſorglich mit der Hand beſchattete, noch ein Treppchen höher geſtiegen und ſtand in einer offenen Thür.

„Oho," meinte der Bürgersmann, „der kennt ſich aus, der Schlehmühl, der verdammte. Wart, dich ſoll doch — dich, wenn ich hätte!"

Hans aber hörte nichts von alledem. Er ſah nur ein ſchmales, ſauberes Bettchen, das mit blau geblümtem Zeug bezogen war, ein ſo armſeliges Bettchen, das mitten in dem weiten, düſteren Bodenraum ſtand, an einen Schornſtein verlaſſen angedrängt, an denſelben Schornſtein, durch den am hellen, lichten Tag die Sterne hinab in den Keller ſchauen, und unter dem das Chriſchtkind heute wie ein heller, undeutlicher Dunſtfleck gekauert und mit zitternder, entſetzter Stimme das Gebet an das Steffchen in Angſt und Grauen geflüſtert hatte.

Daß ſie im Sommer unter dem Dach ſchlafen mußte, das wußte er von ihr, und wie ſchauerlich es nachts da oben ſei; ſo ſchwarz und rußig, und wie die Katzen im Dunkeln ſprängen, und wie Leute tappten, und wie der Regen auf dem Dache trommle und der Wind pfeife — und daß ſie mit geſchloſſenen Augen in ihr Bett gehe und das Laternchen ſchon lieber gar nicht anzünde, um nichts ſehen zu müſſen.

Ueber dies Bett leuchtete Hans mit ſeiner Oelfunzel.

Es waren jetzt eine Masse Menschen zusammengelaufen, und als der Bürgersmann das unheimlich stille Kind niederlegte, stand alles, was Beine hatte und im Hause wohnte, um das armselige Lager: die Gesellen, der Bäckermeister, die dicke Meisterin, die Witwe, die Hausmagd und eine Alte, die in irgend einer Spelunke hauste und auch hervorgekrochen war.

Hans stand und leuchtete. Sein Gesicht war ausdruckslos und tiefbeschattet von der Schirmmütze, die er noch immer trug. Die grüne Tabakspfeifentroddel hing ihm zur Tasche heraus.

Die Gesellen stießen einander an und zeigten auf ihn: „Den Lauser! Seht den Lauser an!"

Hans aber sah und hörte nicht, was um ihn her vorging. Nichts sah er als das totenbleiche, regungslose, blutbefleckte Christkind, das auf dem Bett ausgestreckt lag.

Er fühlte und sah, wie er sie geküßt hatte, er fühlte noch die weiche Haut, die wie ein Maulwurfsfellchen so warm und zart war, das erregte Pulsieren und die feuchten Zähnchen. Er fühlte die ganze wütende Wonne, als er sie so gepackt hielt. Und in jedem Nerv zuckte es ihm, als müßte er wieder zu ihr hinstürzen. Es war ihm zu Mute, als läge in ihm selbst ein Hund an der Kette und zerrte und wollte los mit aller Gewalt.

Ja, ganz so war es: diese Liebe tobte in ihm wie ein Hund an der Kette; aber er leuchtete regungslos mit dem glimmenden Auge aus der Mauernische.

Der Arzt kam, die Leute bildeten einen weiteren Kreis um das helle Bett, und der dunkle, hohe Dachraum sog sie in seine Finsternis auf.

Nur Hans stand noch im Lichte, breitbeinig und trotzig.

„Na, da biste ja wieder," sagte der Arzt. „Gehörst du denn da her?"

Hans antwortete nicht.

Das Chriſchtkind fing laut zu weinen an.

„Still," ſagte der Arzt.

„Bis ſtille," ſagte auch Hans dumpf in ſich hinein und fühlte, wie der Hund in ihm an ſeiner Kette zerrte, der Hund, der zu ſeinem Herrn wollte.

Das Chriſchtkind wimmerte ängſtlich weiter.

„Wenn du nicht ſtille biſt," ſagte der Arzt, „da haben wir's ſofort wieder."

„Bis doch ſtille," murmelte Hans.

Ein Blick des Arztes ſtreifte ihn, ein Blick, der ihn fortweiſen wollte. Er ſtand aber wie eingemauert.

Der Arzt ſprach mit der Witwe.

„No, gottlob," ſagte dieſe, ſcharf flüſternd: „Das wär' fürs Mächen niſcht geweſen. Deſto beſſer, wenn ſie's kurz macht. Nä, für 'n armes Menſch is 's Krankſein niſcht. Wie ich immer ſag': wenn ä Armes krank is, lad's inne Kanone un ſchießt's 'naus."

„Bſt!" machte der Arzt.

Das Chriſchtkind wimmerte auf, ſo angſtvoll, ſo tödlich angſtvoll. Sie hatte die grelle Flüſterſtimme vielleicht verſtanden.

Das alte Weib, das aus irgend einer Spelunke des Hauſes gekrochen war, iſt inzwiſchen zum katholiſchen Geiſtlichen gelaufen. Sie iſt ſelbſt Katholikin.

Das Chriſchtkind wimmert in Todesängſten weiter, ihre Glieder ſchlagen. Aber etwas andres als: „Bis ſtill," von dem und jenem geſprochen, bekommt es nicht zu hören.

Jetzt bringt die Alte, die vom Geiſtlichen zurückgekehrt iſt, eifrig ein Tiſchchen herbeigeſchleppt und deckt ein weißes Tuch darüber und ſtellt zwei Leuchter mit zwei brennenden Kerzen darauf. Und zwei dürre Stengel ge-

weihter Palmkätzchen legt sie kreuzweis übereinander auf das weiße Tuch.

Das Chrischtkind starrt und sieht ihr mit weit aufgerissenen, todesbangen Augen zu.

Die Alte beugt sich weit über das Bett und nimmt ein kleines schwarzes Kreuz, das an einem Nagel am Schornstein zu seiten des Bettes hängt, bläst den Staub davon und legt es dem Mädchen in die Hände.

Das wimmert wieder wild auf vor Grausen und Angst und will es nicht.

„Bis nich dumm!" sagt die Alte, drängt es ihr in die Hände und murmelt ein Sterbegebet.

Schaurig klingt es in dem öden, nachhallenden Raum wider. Die sterbenden Augen starren in einsamstem, verlassenstem Entsetzen.

Jetzt hören sie schwere Schritte auf der knarrenden Treppe.

In die Thür tritt mit einer Laterne, in der ein frisch aufgesteckes Talglicht brennt, der Ministrant und schellt mit seinem Glöckchen.

Das Mädchen schreit und wimmert entsetzt auf.

Da steht der Geistliche schon in der engen, schmalen Thür, weit und hoch in seinem weißen, faltigen Gewand wie eine Erscheinung, die nicht aufzuhalten ist. Er schreitet ruhig und feierlich vorwärts, den armen, starrenden Augen entgegen.

Der Arzt befiehlt, daß alle den Raum verlassen sollen.

Schlurfende Schritte, verlegenes Flüstern. Sie gehen alle — auch Hans, der sein Lämpchen auf einen Balken nahe dem Bett niedergestellt hat.

Aber wie eine Katze ist er an den andern vorübergehuscht, hat seine Stiefel ausgeschlappt und trägt sie in der Hand.

Digitized by Google

So nahe als möglich ſchleicht er zu dem kleinen, hellſchimmernden Lager wieder zurück, ſchwingt ſich auf einen der breiten Dachbalken, hockt ſich darauf nieder und ſtarrt durch den hohen, dunkeln Raum auf das blaſſe, zuckende Geſchöpf.

Der Geiſtliche und das ſterbende Mädchen ſind jetzt allein auf dem Dachboden.

Hans hört, wie der Geiſtliche ihr zuſpricht. Es iſt eine ruhige, volle Stimme, die über das ſterbende Geſchöpf wie ein ſommerlicher Windhauch hingeht. „Er iſt ein guter Mann, vor dem thäteſt auch du dich ſchämen," hatte das Chriſchtkind von ſeinem Pfarrer geſagt.

Hans kauert in einem unſagbaren Grauſen auf ſeinem Balken. Nie geahnte Schauer greifen ihm ans Herz.

Was iſt das für ein Tag!

Und fortwährend dieſer wütende Schmerz am Herzen, wie heller Zahnſchmerz. „Deiwel!" denkt Hans und fährt ſich mit dem Rockärmel unter der Naſe hin.

In einem einzigen Augenblick lebt er den ganzen vergangenen Tag aus und ſtöhnt tief auf.

Das iſt für Hans zu viel! Brüllen möchte er. Da reicht nichts aus, kein Gefühl und kein Wort und kein Gedanke. So wimmern, wie ſie wimmert, das war das Rechte. So hätte er mitthun mögen, eng an ſie angedrängt.

Der Geiſtliche ſpricht jetzt geheimnisvoll mit ruhiger, tiefernſter Stimme an ihrer Statt:

„Ich armer, ſündiger Menſch bekenne Gott dem Allmächtigen, der ſeligen, allzeit jungfräulichen Maria, allen Engeln und Heiligen und Ihnen, ehrwürdiger Vater an Gottes Statt, daß ich geſündigt habe durch Gedanken, Worte und Werke."

Jetzt hörte Hans auch das Chriſchtkind leiſe ſprechen

mit einer gebrochenen, undeutlichen Stimme. Sie ſpricht in Abſätzen und zögert und ſpricht wieder. Er kann nicht verſtehen, was ſie ſagt.

Der Prieſter neigt ſich tief zu ihr herab.

„Geküßt — geküßt — geküßt! — Ja!“ — kommt es zitternd, jubelnd von ihren Lippen — und dann ein Schrei — ein Gurgeln.

Hans ſchrie mit auf. Endlich hatte der Hund in ihm ſich von der Kette geriſſen. Er ſchrie — ſchrie!

Der Geiſtliche ſchritt ſchnell zur Thür, und der Miniſtrant trat wieder ein, ihm nach drängten die Leute und umſtanden wieder wie vordem, von der Dunkelheit wie aufgeſogen, den Lichtkreis. Schaurig klang ein halb zurückgedrängtes Heulen durch den hohen finſteren Bodenraum.

Der Miniſtrant legte einen ſchmalen, weißen Leinenſtreifen mit Spitzen an beiden Enden dem ſterbenden Mädchen über die blutüberſtrömte Bruſt, dann ſchwang er ſein Glöckchen.

Der Prieſter hält jetzt die Hoſtie im Ciborium der Sterbenden zum Anblick dar.

Die ruhige Stimme ſagt: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingeheſt unter mein Dach. Sprich nur ein Wort, ſo wird meine Seele geſund.“

Seine Stimme klingt feierlich, unberührt von allem Irdiſchen.

Das war etwas andres als das: „Bis ruhig!“ — „Bis ſchtille“ der alltäglichen Leute.

Der Miniſtrant, ein hagerer, langer Menſch, wiſcht mit einem weißen Tuch die blutüberſtrömten Lippen der Sterbenden rein.

Darauf reichte ihr der Prieſter die Hoſtie:

„Sehet an das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt.“

Im Todeskampf, ihrer selbst kaum mehr bewußt, liegt sie vor ihm. Er kann ihr kaum noch die Hostie zwischen die geöffneten Lippen schieben.

* * *

Der Priester ist gegangen.

Das weißgedeckte Tischchen mit den geweihten Palmkätzchen und den zwei brennenden Kerzen haben sie mit Gepolter umgerissen, als sie das Bett der Sterbenden umdrängten. Die liegt zuckend und röchelnd im ersten Morgengrauen, das durch die Dachluken gespenstisch eindringt und die Dunkelheit zu fahler Dämmerung auflöst.

Die Bäckersfrau steht über das Bett gebeugt — da fährt das Chrischtkind im Todeskampf ihr in das Haar und hält in der krampfigen Hand den falschen Lockenscheitel der dicken Frau.

Die steht kahlhäuptig in ihrer Häßlichkeit im grauen Morgenlicht da, böse und verblüfft. Da lacht etwas auf, verschleiert und doch roh — da kichert etwas auf, wie ein Lichtblitz so scharf und hell. Von der Stelle aus, wo Hans hingekauert hockt, dringt fassungsloses Heulen.

Das Chrischtkind liegt jetzt langgestreckt und still. Die Leute schlurfen übernächtig und müde ihren Schlafstellen zu.

* * *

Hans haben die Gesellen, als das Chrischtkind begraben worden war, in später Nacht von dem Grab, in das er sich ganz eingewühlt hatte, fortzerren müssen.

„Der Lauser," sagten sie, „der Schlingel," und grinsten und wußten nicht, was sie davon halten sollten.

Er war ihnen über.

Und als kaum eine Woche ins Land gegangen war und Hans wie ein Beſeſſener ſchon wieder einer andern Schürze nachlief, da ſchüttelten die Geſellen die Köpfe.

Und als das Jahr um war, da hatte Hans mehr Liebſchaften gehabt, als er Finger an den Händen hatte — denn in ihm glühte ein Funke des ewigen, hölliſchen Feuers, das einmal angefacht nicht mehr verlöſcht.

Ende.

Werke von Helene Böhlau.

Das Recht der Mutter. Roman. Zweite Auflage. M. 6.—, geb. M. 7.50. F. Fontane & Co., Berlin.

Der Rangierbahnhof. Roman. Zweite Auflage. M. 4.—, geb. M. 5.— F. Fontane & Co., Berlin.

Rathsmädelgeschichten. Vierte Auflage. M. 3.60, geb. M. 4.60. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Herzenswahn. Roman. M. 3.60, geb. M. 4.60. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Im Trosse der Kunst. Novellen. M. 3.60, geb. M. 4.60. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Reines Herzens schuldig. Roman. M. 6.—, geb. M. 7.— J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Im frischen Wasser. Roman in zwei Bänden. M. 1.—, geb. M. 1.50. J. Engelhorn, Stuttgart.

Novellen: Der schöne Valentin, Die alten Leutchen. M. 5.—, geb. M. 6.50. Gebr. Pätel, Berlin.

Novellen: Im Banne des Todes, Salin Kaliske, Maleen. M. 5.—, geb. M. 6.20. W. Hertz, Berlin.

Ratsmädel- und Altweimarische Geschichten. 50 Pfennig, gebunden 75 Pfennig. J. Engelhorn, Stuttgart.

Altweimarische Liebes- und Ehegeschichten. 50 Pfennig, gebunden 75 Pfennig. J. Engelhorn, Stuttgart.

Verspielte Leute. 50 Pfennig, gebunden 75 Pfennig. J. Engelhorn, Stuttgart.

Digitized by Google

Fünfzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. Hopfen, Der Väter zweie. — 3. Hill, Um eines Haares Breite. — 4. Eckstein, Willibald Menz. Lavafluten. — 5. 6. Ohnet, Nimrod & Cie. — 7. Walling, Der alte Herrenhaß. — 8. Griffiths, Im Expreßzug Rom-Paris. — 9. 10. H. v. Zobeltitz, Talmi. — 11. Yorke, Um des Kindes willen. — 12. Ciaretie, Das Auge des Toten. — 13. 14. Craker, Verheiratet aber ledig? — 15. Ahrenberg, Neue Bahnen. — 16. Murray, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. Schubin, Vollmondzauber. — 19. Cliffard, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. v. Bunsen, Auf Riedenheim. — 21. 22. Markewitsch, Prinzessin Lina. — 23. Dayle, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. Geargy, Aus den Memoiren einer Berliner Range. — 25. 26. Ramean, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

Sechzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. Ohnet, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. Skowranneck, Hans der Sieger. — 4. Lati, Ein Seemann. — 5. 6. Croker, Miß Balmaines Vergangenheit. — 7. v. Woude, Im eigenen Nest. — 8. Hape, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. Höring, Jadwiga. — 11. Hornung, Der neue Herzog. — 12. de Lièvre, Tante Baby. — 13. 14. L. v. Zobeltitz, Das Heiratsjahr. — 15. Wahlenberg, Marta Hilding. — 16. Alden, Seine Tochter. — 17. 18. Hopfen, Die ganze Hand. — 19. Gerard, Eine vergessene Sünde. — 20. Walters, Der Wahlthäter. — 21. 22. Cheuriet, Die Zuflucht. — 23. Grahame, Das goldene Zeitalter. — 24. v. Bandissin, Im engen Kreise. — 25. 26. Croker, Berechtigter Stolz?

Siebzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. Davis, Saldaten des Glücks. — 3. Skowranneck, Ihr Junge. — 4. de Waitty, Lucettes Schwur. — 5. 6. Kipling und Balestier, Naulahka. — 7. Misch, Der Adelsmensch. — 8. de Tinseau, Durch fremde Schuld. — 9. 10. Schulte vom Brühl, Frühlings-Evangelium. — 11. Murray, Die Jagd nach Millionen. — 12. Busse, Röschen Rhade. — 13. 14. Leys, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. H. v. Zobeltitz, Die Tante aus Sparta. — 16. Cheuriet, Unter Rasen. — 17. 18. Schubin, Im gewohnten Geleis. — 19. Lie, Im Märchenland. — 20. Hopfen, Zehn oder elf? — 21. 22. Croker, Die Dorfschönheit. — 23. Elicher-Clausen, Inga Heine. — 24. Griffiths, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. v. Oertzen, Eine glückliche Hand.

Achtzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. v. Waltzogen, Die arme Sünderin. — 3. Bodkin, Verschwindende Diamanten. — 4. v. Bülow, Im Hexenring. — 5. 6. Lesueur, Slavische Leidenschaft. — 7. Voß, Der gute Fra Checco u. a. Gesch. — 8. de Vere-Stacpoole, Toto. — 9. 10. v. Roberts, Schwiegertöchter. — 11. Aidé, Die Erzieherin. — 12. H. v. Zobeltitz, Frau Karala. — 13. 14. Robinson, Jung-Nin. — 15. v. Oertzen, Frei für die Ehre! — 16. Saurget, Das Spitzenmäuschen und andres. — 17. 18. L. v. Zobeltitz, Die papierene Macht. — 19. Glyn, Elisabeths Besuche. — 20. Höring, Der Förster. Heinrich Timm. — 21. 22. Ohnet, Die lichtscheue Dame. — 23. Croker, Die Spinne u. a. Gesch. — 24. Heine, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. Burnett, Eine vornehme Dame.

Neunzehnter Jahrgang.

Band 1. 2. L. v. Zobeltitz, Der Backfischkasten. — 3. Ouida, Zwei Sünder. — 4. Schubin, Marska. — 5. 6. Malot, Daheim. — 7. v. Rom, Man lebt ja hin. — 8. Bodkin, Ein weiblicher Detektiv. — 9. 10. v. Oertzen, Irrlichter. — 11. Rad, Auf halbem Wege. — 12. Westkirch, Geschichten van der Nordkante. — 13. 14. Hunt, Kein Herz. — 15. Höring, Deutsche und polnische Liebe. — 16. Paradawska, Die Stimme des Blutes. — 17. 16. Skowranneck, Das rote Haus. — 19. Cabb, Skrupel. — 20. Lie, Nordwärts. — 21. 22. Ohnet, Der Schritt zur Liebe. — 23. Croker, Eine verhängnisvolle Fahrt. — 24. Olden, Die erste Krawatte und andre Geschichten. — 25. 26. Warden, Das Gasthaus am Strande.

Zwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. Richard Voß, Ein Königsdrama. — 3. Johannes Johannsen, Die Amazone und andre Geschichten. — 4. H. Mélégari, Gefeit. — 5. 6. Osstp Schubin, Maximum. — 7. E. W. Hornung, Ein Einbrecher aus Passion. — 8. E. W. Harnung, Die schwarze Maske. — 9. 10. Champol, Goldene Blumen. — 11. Henry de Vere Stacpoole, Der Bourgeois. — 12. Thomas Glahn, Heiratstifter. — 13. 14. H. M. Croker, Angelika. — 15. Guy Chanteplenre, Blütenumrankte Ruinen. — 16. L. Budde, An stillen Wassern. Aus der Flutzeit. — 17. 18. Hanns v. Zobeltitz, Krach. — 19. Elinor Glyn, Ambrosines Tagebuch. — 20. Richard Skowranneck, Sommerliebe und andre Geschichten. 21. 22. Archie Armstrong, In der Gewalt der Umstände. — 23. Richard Voß, Die neue Circe. — 24. H. M. Croker, Das stolze Mädchen und andre Geschichten. — 25. 26. Pierre de Coulevain, Eine siegreiche Eva.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ada Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **P. O. Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **M. Mc Donnell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Richard Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Georges Maréschal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Semène Jemlak**, Unter der Knute. — 9. 10. **B. M. Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Victor Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Fergus Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Guy Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **E. Fahrow**, Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Bret Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **Fedor von Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Henry Harland**, Des Kardinals Schnupftabaksdose. — 20. **Marie Diers**, Im Herrenhaus von Luckmühlen. — 21. 22. **Henry Seton Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Karl Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **James Weber Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Jean Rameau**, Die Rudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Die arme Prinzessin. Roman von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Glänzend in seinen, von glücklichem Humor getragenen Schilderungen und in der Fülle seiner originellen Figuren – ein packendes Lebensbild aus dem Hochadel unserer Zeit.

Wer bist du? Von Marie Diers.

Die Frage des Kennens oder Nichtkennens zwischen Mann und Weib in seiner Schwere und seiner Qual liegt den Konflikten dieses wirklich guten Romans zu Grunde, worin sich das Talent der Verfasserin, den Menschen und sein Los von innen heraus zu gestalten, glänzend offenbart.

Das verborgene Modell. Von Frances Harrod. Aus dem Englischen.

Dieser sehr spannende Roman ist zwar auf einem Verbrechen aufgebaut, doch ist er nichts weniger als ein Kriminalroman im gewöhnlichen Sinn. Sein faszinierender Reiz beruht vor allem auf der vorzüglichen Schilderung interessanter Seelenvorgänge und der meisterhaften Milieu-Darstellung.

Samum. Von Richard Voß. 2 Bände.

Diese Schöpfung des berühmten Dichters, worin die sich im neuen Rom bekämpfenden Strömungen in kühnen Zügen dargestellt werden, ist ein Kulturbild großen Stils. Ein heißer, erstickender Wüstenwind von verbrecherischem Ehrgeiz und rasender Liebesleidenschaft weht durch die Schilderungen der römischen Gesellschaft zur Zeit Crispis und der Umwandlung Roms in eine moderne Stadt.

Von kleinen und großen Leuten. Von Otto Ernst.

Aus der Fülle reicher Lebenserfahrung bietet der alldeliebte Dichter einen bunten Strauß bald ernster, bald heiterer Geschichten und Bilder, die in ihrer Echtheit und ihrer Gemütstiefe jedem aus Herz greifen müssen.

„Ein Buch von Otto Ernst ist mir wie ein froher Festtag," urteilt die „Berliner Zeitung".

Eine Heiratskomödie. Roman von Guy Chantepleure. Aus dem Französischen.

Mit echt französischer Anmut und Grazie erzählt der unseren Lesern bereits vorteilhaft bekannte Verfasser seine auf einer sehr originellen Idee aufgebaute, zum Herzen sprechende Geschichte.

Ein gewagtes Spiel. Von Ellen Thorneycroft Fowler. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein gut Teil Lebensweisheit steckt in diesem mit behaglichem Humor erzählten Roman, dessen auf einem seltsamen Quiproquo beruhenden Irrgängen wir mit Staunen und Interesse folgen.

Der heilige Ehestand. Von Ingeborg Maria Sick. Aus dem Dänischen.

Wirkliches Leben, vortrefflich geschaute Gestalten begegnen uns in dieser von hoher poetischer Schönheit verklärten, von tiefem ethischem Gehalt durchdrungenen und dabei überaus anmutigen Geschichte, worin die rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasserin die grundverschiedenen Ehen eines Schwesternpaars einander gegenüberstellt.

Kein Held. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.

In männlich-sicheren Zügen schildert Hornung die Figuren seiner ebenso originellen als ergötzlichen Geschichte, deren Schauplatz die Riffelalp mit ihrem vorzüglich geschilderten Touristengewimmel bildet.

Eine romantische Heirat. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In diesem flott und temperamentvoll geschriebenen Roman führt uns die beliebte Erzählerin nach ihrer galizischen Heimat, mit der sie aufs innigste vertraut ist und die sie auch uns lieb und wert zu machen weiß.

Don Juans Frau. Von Paul Oskar Höcker.

In dem hinreißenden Schwung, der der Darstellungskunst Paul Oskar Höckers eigen ist, gibt dieser originelle und spannende Roman – den die junge Frau eines modernen Don Juan erlebt – eine Fülle von geistreichen Ein- und Ausfällen, von treffsicherer Menschenbeobachtung und poetischem Stimmungszauber der bunt wechselnden Schauplätze.

Die junge Frau Kandel. Von George R. Sims. Aus dem Englischen.

Ein lustiges Buch voll feiner Satire, das seinem Vorbild, den weltberühmten Kandelschen Gardinenpredigten, nichts nachgibt. Sein köstlicher Humor macht es namentlich auch zum Vorlesen in heiteren Kreisen geeignet.

Die Referendarin. Von Carl Busse. 2 Bände.

Dieser lebensprühende Liebesroman des bekannten Dichters gehört zum Besten seiner Gattung! Niemand wird sich der Wärme und der elementaren Gefühlskraft der Darstellung entziehen können. In der Schilderung des Kleinstadtmilieus kommt auch ein liebenswürdiger Humor zu seinem Recht, und so kernig modellierte Gestalten wie der prächtige Assessor Buttche prägen sich dauernd der Erinnerung ein.

834R18 Y

Raschid Bey

Verspielte leute

14 MAR 11

22 MAR 71

aus dem Englischen.

Im Rahmen einer mit echt Croker'scher Anmut erzählten Geschichte gibt die gefeierte Verfasserin ein überaus lebendiges, anschauliches Bild von Land und Leuten Norwegens mit seinen prächtigen

Die holde Törin. Von Ida Boy-Ed. 2 Bände.

„Die holde Törin" Phantasie ist es, die Ida Boy-Ed hier in einer verführerischen und glänzenden Frauengestalt verkörpert, die, im tiefsten Grunde schuldlos, dennoch zur Verderberin der Männer wird, die ihr nahen. Die Handlung hat den heißen Atem der Leidenschaft und führt durch das Idyll des Kleinstadtlebens, das Konzerttreiben Berlins in die erhabenen Stimmungen Bayreuther Festspieltage.

Einundzwanzigster Jahrgang.

Band 1. 2. **Ida Boy-Ed**, Heimkehrfieber. — 3. **P. O. Höcker**, Frühlingsstürme. — 4. **M. Mc Donnell Bodkin**, Giftmischer. — 5. 6. **Richard Voß**, Die Reise nach Mentone. — 7. **Georges Maréschal de Bièvre**, Trautchen. — 8. **Semène Zemlak**, Unter der Knute. — 9. 10. **B. M. Croker**, Die Katzenpfote. — 11. **Victor Blüthgen**, Bekenntnisse eines Häßlichen und andere Geschichten. — 12. **Fergus Hume**, Verwehte Spuren. — 13. 14. **Guy Chantepleure**, Ein Aprilscherz. — 15. **E. Fahrow**, Schwarz-Rot-Gold. — 16. **Bret Harte**, Pioniere des Westens. — 17. 18. **Fedor von Zobeltitz**, „Kreuz wende dich". — 19. **Henry Harland**, Des Kardinals Schnupftabaksdose. — 20. **Marie Diers**, Im Herrenhaus von Luckmühlen. — 21. 22. **Henry Seton Merriman**, Der rosa Brief. — 23. **Karl Rosner**, Der Fall Versegy. — 24. **James Weber Linn**, Die zweite Generation. — 25. 26. **Jean Ramean**, Die Rudelprinzessin.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

Die arme Prinzessin. Roman von Fedor von Zobeltitz. 2 Bände.

Glänzend in seinen, von glücklichem Humor getragenen Schilderungen und in der Fülle seiner originellen Figuren – ein packendes Lebensbild aus dem Hochadel unserer Zeit.

Wer bist du? Von Marie Diers.

Die Frage des Kennens oder Nichtkennens zwischen Mann und Weib in seiner Schwere und seiner Qual liegt den Konflikten dieses wirklich guten Romans zu Grunde, worin sich das Talent der Verfasserin, den Menschen und sein Los von innen heraus zu gestalten, glänzend offenbart.

Das verborgene Modell. Von Frances Harrod. Aus dem Englischen.

Dieser sehr spannende Roman ist zwar auf einem Verbrechen aufgebaut, doch ist er nichts weniger als ein Kriminalroman im gewöhnlichen Sinn. Sein faszinierender Reiz beruht vor allem auf der vorzüglichen Schilderung interessanter Seelenvorgänge und der meisterhaften Milieu-Darstellung.

Samum. Von Richard Voß. 2 Bände.

Diese Schöpfung des berühmten Dichters, worin die sich im neuen Rom bekämpfenden Strömungen in kühnen Zügen dargestellt werden, ist ein Kulturbild großen Stils. Ein heißer, erstickender Wüstenwind von verbrecherischem Ehrgeiz und rasender Liebesleidenschaft weht durch die Schilderungen der römischen Gesellschaft zur Zeit Crispis und der Umwandlung Roms in eine moderne Stadt.

Von kleinen und großen Leuten. Von Otto Ernst.

Aus der Fülle reicher Lebenserfahrung bietet der allbeliebte Dichter einen bunten Strauß bald ernster, bald heiterer Geschichten und Bilder, die in ihrer Echtheit und ihrer Gemütstiefe jedem ans Herz greifen müssen.

„Ein Buch von Otto Ernst ist mir wie ein froher Festtag," urteilt die „Berliner Zeitung".

Eine Heiratskomödie. Roman von Guy Chantepleure. Aus dem Französischen.

Mit echt französischer Anmut und Grazie erzählt der unseren Lesern bereits vorteilhaft bekannte Verfasser seine auf einer sehr originellen Idee aufgebaute, zum Herzen sprechende Geschichte.

Ein gewagtes Spiel. Von Ellen Thorneycroft Fowler. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Ein gut Teil Lebensweisheit steckt in diesem mit behaglichem Humor erzählten Roman, dessen auf einem seltsamen Testamente beruhenden Ereignissen wir mit Staunen und Interesse folgen.

Der heilige Ehestand. Von Ingeborg Maria Sick. Aus dem Dänischen.

Wirkliches Leben, vortrefflich geschaute Gestalten begegnen uns in dieser von hoher poetischer Schönheit verklärten, von tiefem ethischem Gehalt durchdrungenen und dabei überaus anmutigen Geschichte, worin die rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasserin die grundverschiedenen Ehen eines Schwesternpaars einander gegenüberstellt.

Kein Held. Von E. W. Hornung. Aus dem Englischen.

In männlich-sicheren Zügen schildert Hornung die Figuren seiner ebenso originellen als ergötzlichen Geschichte, deren Schauplatz die Riffelalp mit ihrem vorzüglich geschilderten Touristengewimmel bildet.

Eine romantische Heirat. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen. 2 Bände.

In diesem flott und temperamentvoll geschriebenen Roman führt uns die beliebte Erzählerin nach ihrer galizischen Heimat, mit der sie aufs innigste vertraut ist und die sie auch uns lieb und wert zu machen weiß.

Don Juans Frau. Von Paul Oskar Höcker.

In dem hinreißenden Schwung, der der Darstellungskunst Paul Oskar Höckers eigen ist, gibt dieser originelle und spannende Roman – den die junge Frau eines modernen Don Juan erlebt – eine Fülle von geistreichen Ein- und Ausfällen, von trefflicherer Menschenbeobachtung und poetischem Stimmungszauber der bunt wechselnden Schauplätze.

Die junge Frau Kaudel. Von George R. Sims. Aus dem Englischen.

Ein lustiges Buch voll feiner Satire, das seinem Vorbild, den weltberühmten Kaudelschen Gardinenpredigten, nichts nachgibt. Sein köstlicher Humor macht es namentlich auch zum Vorlesen in heiteren Kreisen geeignet.

Die Referendarin. Von Carl Busse. 2 Bände.

Dieser lebensprühende Liebesroman des bekannten Dichters gehört zum Besten seiner Gattung! Niemand wird sich der Wärme und der elementaren Gefühlskraft der Darstellung entziehen können. In der Schilderung des Kleinstadtmilieus kommt auch ein liebenswürdiger Humor zu seinem Recht, und so lernt man modellierte Gestalten wie der prächtige Assessor Buttche prägen sich dauernd der Erinnerung ein.

834R18 Y

Raschid Bey

Verspielte leute

14 MAR 11

22 MAR 11

aus dem Englischen.

Im Rahmen einer mit echt Crokerscher Anmut erzählten Geschichte gibt die gefeierte Verfasserin ein überaus lebendiges, anschauliches Bild von Land und Leuten Norwegens mit seinen prächtigen Fjorden, seinen grünen Tälern und seinen fischreichen Strömen.

Sonja. Von J. Blicher-Clausen.

Aus dem Dänischen.

Mit tiefem, innigem Verständnis behandelt die unter den nordischen Erzählern in allererster Reihe

Die holde Törin. Von Ida Boy-Ed.

2 Bände.

„Die holde Törin" Phantasie ist es, die Ida Boy-Ed hier in einer verführerischen und glänzenden Frauengestalt verkörpert, die, im tiefsten Grunde schuldlos, dennoch zur Verderberin der Männer wird, die ihr nahen. Die Handlung hat den heißen Atem der Leidenschaft und führt durch das Idyll des Kleinstadtlebens, das Konzerttreiben Berlins in die erhabenen Stimmungen Bayreuther Festspieltage.